This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Geom. Prove

600082160N

DIE ENTWICKLUNG DER SCHRIFT

VON

Dr. H. STEINTHAL,

PRIVATDOCENTEN FÜR SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN.

NEBST

EINEM OFFENEN SENDSCHREIBEN

AN HERRN PROF. POTT.

45

BERLIN.

FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG.

1852.

275. a. 195.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstraße 18.

OFFENES SENDSCHREIBEN

AN

HERRN PROF. POTT.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Für Ihre gründliche Besprechung meiner Schriften sage ich Ihnen meinen Dank. Die Anerkennung, die Sie mir in derselben zu Theil werden lassen, kann mich indefs nicht abhalten in dem Folgenden einige der Vorwürfe, die Sie nicht unterdrücken zu dürfen glaubten, zurückzuweisen, da sie mich in Wahrheit nicht treffen.

Das Gefühl der Sicherheit vor einem Fehler verleitet oft dazu, sich vor dem Scheine desselben weniger zu wahren, als bedächtige Vorsicht fordert. An dieser es haben mangeln zu lassen, ist die einzige Schuld, deren ich mir bewufst bin. Ob es mir gelingen wird, die Sache wieder gut zu machen, wird davon abhängen, ob die Thatsachen, auf die ich mich in Folgendem stützen mufs, Anerkennung finden werden.

Am meisten Anstofs hat meine Kritik Humboldt's erregt. Wie konnte ich aber befürchten, man würde darin ein leeres Gezause, wie Sie es nennen, sehen! Mir schien Humboldt als Sprachforscher ein wahrhaft tragischer Held, der an dem unentrinnbaren Fatum, das er in sich trug, in einem gewissen Sinne, den ich sogleich näher bestimmen werde, zu Grunde ging. Ich sah in seinen Werken eine tragische Begebenheit, die ich in meiner Kritik erzählt habe, in aller der Leidenschaftlichkeit, in die mich der Anblick versetzt hatte.

Können Sie in der That das Vorhandensein zweier sich widersprechenden Seiten in Humboldt läugnen? Ueberzeugt Sie nicht schon die eine Thatsache, der mehrfach wiederholte

*) Blätter für literarische Unterhaltung 1852. No. 22. und Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1852. S. 287—293.

wechselweise Widerspruch rücksichtlich der Möglichkeit der Verschiedenheit der innern Sprachform? Die abwechselnde Bejahung und Verneinung derselben (Classification S. 32.)? Können Sie S. LIII. der Einleitung in die Kawi-Sprache lesen, ohne auf's tiefste davon ergriffen zu werden, wie vor Ihren Augen ein Held durch Widersprüche von einer Seite auf die andere gewälzt wird? Wenn Sie auch nur den einen, von mir (S. 43.) angeführten, Satz lesen: „Manche Sprache kann daher scheinbar und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich eine Menge von grammatischen Formen besitzen, und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten, und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexion verwandeln, so daſs es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet u. s. w.“ — können Sie das lesen und verkennen, daſs der Geist des Mannes, der das schrieb, zum Kampfplatz zweier Gedankenreihen geworden war? Als ich nun so Humboldt's Genie mit seiner Reflexion ringen sah, muſste ich nicht den Kampf unmittelbar zum meinigen machen? Da ich mich Humboldt so ganz hingegeben hatte, daſs meine sprachwissenschaftliche Anschauung nur der Rückstrahl der seinigen war, wurde ich nicht von der gleichen Zerrissenheit des Bewuſstseins ergriffen? Meine Kritik Humboldt's war zugleich die Kritik meiner selbst.

Was habe ich also gethan? Sie glaubten zu manchem gegen mich berechtigt zu sein, *„quia justum est, ut qui voluerit occidere discat mori.“* Das hätte ich gewollt? Humboldt vernichten? Er konnte seine geniale Anschauung nicht vor den Angriffen seiner Reflexion sicher stellen. Insofern muſs man sagen, jene sei an dieser zu Grunde gegangen. Humboldt hält sie freilich trotz allem fest, weil er ihre Wahrheit fühlt, wie die Unwahrheit der Reflexion; aber er kann doch beides nicht aufweisen. So ist er eigentlich unterlegen, hat die Schlacht verloren. Den Kampf nun, den er gekämpft, und ich wie er, habe ich dargestellt; die Fehler aufgedeckt, durch die ihm der Sieg entging; und dann selbst den Kampf

wieder aufgenommen, den Kampf für ihn wider den Feind in ihm und gesiegt für ihn. Nie werde ich zugestehen, ich hätte Humboldt angegriffen; aber fortgesetzt habe ich ihn und begründet. Denn indem ich die Schwäche der Reflexion aufwies, habe ich die geniale Anschauung gestärkt, vor den Angriffen jener gesichert, habe ihr jene unterworfen.

Sie haben glücklich an Homer erinnert, aber unglücklich an das Ruthenstreichen der Homersgeifseln. Wissen Sie, warum die Alten an diesen letztern keinen Wohlgefallen fanden? Weil sie erkannten, dafs die Homerzertreter Homerverdreher (die Homeropaten Homerapaten) sind. So war auch die Humboldtsgeifsel Schasler ein Humboldtsverdreher. Wie unrecht thaten Sie, mich mit ihm zusammenzustellen! Wo er stand, wird Niemand wieder stehen, ich am wenigsten. Sein Gegner war nicht mein Gegner. Was meine Kritik von meiner Apologie Humboldt's trennt, trennt sie von Schasler noch weit mehr. Er griff Humboldt's starke Seite an, seine geniale Anschauung; die beschütze ich heute, wie ehemals; heute nicht mehr gegen Schasler, sondern gegen Humboldt selbst. Ein seltsames Schauspiel, das die Welt, die es nicht begreift, anstaunen mag: ein Angriff gegen den, zu dessen Schutz man ficht.

Glücklich aber haben Sie an Homer erinnert. Das Alterthum wufste, dafs auch Homer mitunter schlafe: so spricht die kindliche Kritik; die mannbar gewordene weifs, da wo Homer schläft, da ist er gar nicht echt. Es hat auch matte Rhapsoden gegeben. Ich weifs mich fern davon, eine Mastix zu sein, wollte aber für Humboldt sein, was Lachmann-Aristarch für Homer. Damit Homer seiner selbst um so würdiger sei, darum wird gestrichen und aufgelöst; um den Humboldt vollkommen zu haben, müssen wir in ihm sondern.

Ganz treffend jedoch ist diese Analogie nicht. Humboldt ist eine Person. Aber seine Reflexion werden Sie auch nicht seinen Schlaf nennen wollen. Jedes Genie hat eine matte Stunde; die Reflexion in Humboldt aber ist ein Grundzug seines Wesens und verläfst ihn nie, sondern sucht fortwährend in die andere Seite, die geniale Anschauung, einzudringen. Wenn ich also von einer nothwendig vorzunehmenden Sonderung in Humboldt spreche, so meine ich nicht ein abstract mechani-

sches Sondern, jenen faden Eklekticismus des gesunden Menschenverstandes, der, wenn von Sonderung die Rede ist, gleich an Spreu und Weizen, an Metall und Schlacken denkt. So äufserlich laufen in Humboldt's Person Genie und Reflexion nicht neben einander, dafs sie sich nicht gegenseitig beeinflufsten. Man kann nicht so ohne Weiteres nehmen und liegen lassen; sondern man mufs ihn sich organisch assimiliren. Ich will hier nicht auf das Verhältnifs von Negation und Position eingehen; genug, dafs Sie anerkannt haben, meine Kritik Humboldt's sei nicht blofs verneinend.

Sonach hoffe ich, verehrtester Herr, Sie werden jetzt über die vermeintliche Schroffheit meines Gegensatzes zu Humboldt anders urtheilen. Aber auch die Plötzlichkeit meiner Umwandlung hat Sie betreten gemacht. Wie plötzlich war sie denn? Brauchte sie nicht zwei volle Jahre? Und wie lang sind zwei Jahre für einen forschenden, wissensdurstigen jungen Mann? Oder hätten Sie es lieber gesehen, wenn ich, wie ein Anderer, in meinem zweiten Buche das erste ausgeschrieben und im dritten dieselbe abgestandene Speise wieder aufgetischt hätte? Sollte ich nur in die Breite wachsend, auf derselben Fläche bleiben? Es steht alles plötzlich vor uns da, wenn auch nicht ohne längere oder kürzere Vorbereitung; und, verehrtester Herr, die Vorbereitung meiner Kritik war meine Apologie Humboldt's. Diese war selbst schon Kritik, wie die Kritik noch immer Apologie. Meine erste Schrift brachte eine Einheit in Humboldt's Gedanken, eine Folgerichtigkeit, die nicht in ihnen lag — das war schon Kritik, nicht mehr Schutz gegen Schasler, sondern schon gegen Humboldt selbst. Es war aber eine apologetische Kritik, welche unbewufst durch die Zusammenstellung der angeführten Sätze über jeden einzelnen ein Licht warf, welches seinen Sinn leise abänderte; welche Schlüsse zog, die Humboldt nicht gezogen hatte. Durch die blofse Veränderung des Lichts treten scharfe, aber ungerechtfertigte Gegensätze in den Schatten; Dunkeles und Stumpfes wird hell und scharf. Ich aber wufste nicht, dafs diese Aenderung mein Thun war.

Sie werfen mir, oder wie Sie es zu nennen belieben, der gestrengen Dialektik vor, sie nehme es mit den Worten gar zu genau. Das sollten Sie nicht tadeln, verehrtester Herr,

nicht in unserer Zeit, wo man mit Worten ein arges Spiel treibt und sie wirklich zu Tode, zu völliger Ohnmacht an Bedeutung hetzt.

Weil ich in meiner Apologie das Verhältniſs Humboldt's zu Hegel erörtert habe, so darf ich es hier nicht übergehen. Ich scheide auch in Hegel seine Hegelei von seiner Genialität. Vererben lieſs sich nur jene.

Bevor ich nun zu den Einzelnheiten übergehe, muſs ich doch erst der Welt zu Hülfe kommen, welche, wie Sie mir berichten, vor Verlegenheit nicht zur Entscheidung kommen kann über die inhaltschwere, das Schicksal unserer Wissenschaft bestimmende Frage, wen sie auf sprachlichem Gebiete für den eigentlich Speculativen ansehen solle? Vollkommner würde ich die Frage so stellen: wer ist denn nun eigentlich der eigentlich Eigentliche? denn wenn die Eigentlichkeit herein soll, so muſst du es drei Mal sagen. Wer also ist es, fragt die Welt, Rapp, der sich früher zu der Stelle gemeldet, oder — ja, wer hat sich denn später noch zu der Stelle gemeldet? verehrtester Herr! Ich? Niemals! Sie können es drei Mal sagen. Habe ich nicht immer ausgesprochen, ich wolle nur uneigentlich speculativ sein? d. h. die Speculation in ihrer Selbständigkeit und Absolutheit aufheben und zu einem bloſsen Moment der wissenschaftlichen Forschung herabsetzen. Auch sehe ich nicht, wie Sie durch irgend einen meiner Sätze an Rapp erinnert werden konnten! Dieser eigentliche Mann hat Sie auch gar nicht mit Strauſs, Feuerbach und Bruno Bauer zusammenstellen wollen oder können; denn er kennt diese noch gar nicht. Er lebt in seiner ewig jungen Eigentlichkeit und lebt im Jahre 47 noch in den ersten Dreiſsigern oder gar noch im ersten, schellingischen, Jahrzehent. Mit Paulus, dem Heidelberger, und dessen Freunden hat er Sie in gleicher Linie würdigen wollen. Er hüllt sich in den Mantel der Eigentlichkeit, daſs ja kein Luftzug aus Humboldt's Sphäre ihn berühre. Auf die breiteste Basis baut er seine speculative Grammatik, auf zehn, sage zehn Zeilen (Schwegler's Jahrb. 1847. S. 907.).

Jetzt zu meinen Kritiken. Sie verrathen ziemlich deutlich, daſs Ihnen mein Urtheil über Schleicher's Classification nicht gerecht scheine. Zugestanden aber selbst, Humboldt habe die Sprachen in isolirende, agglutinirende und flectirende

eingetheilt, hat er denn unter diesen Wörtern verstanden, was Schleicher darunter versteht? Was hat dessen Hegelei mit ihm zu thun? Hat Humboldt je so gebildert mit Krystall, Pflanzen und Thieren? Dieses Analogisiren der Sprach- mit der Naturwissenschaft hat mir schon längst mifsfallen, weil es in so oberflächlicher Weise geschieht. Wenn nun gar Schleicher jetzt die Sprachwissenshaft geradezu zu einem Theile der Naturwissenschaft machen will, so weifs ich darüber nichts zu sagen, weil ich gar nicht weifs, wie ich es mir denken soll.

Ein Vorschlag, verehrtester Herr! Da die Welt doch immer gern in der Verlegenheit der Wahl ist, so könnten Sie Schleicher neben Rapp auf die Liste der Bewerber um die Stellung des Eigentlichen setzen. Wenn er so bescheiden ist, sich nicht zu nennen, so darf ich mich nicht abhalten lassen, ihn vorzuschlagen. Der ist so eigentlich!

Ich behaupte aber hier wiederholt, es ist nicht richtig, dafs jene Dreitheilung der Sprachen Humboldtisch sei. Dafs Alle bisher sie dafür gehalten haben, weifs ich; ich hoffte aber, man würde diese Meinung aufgeben, sobald die wahre Sachlage von mir dargestellt wäre. Da dies nicht geschehen ist, so mufs ich näher auf diesen Punkt eingehen. Sie müssen mir vor allen Dingen zugestehen, dafs jene Dreitheilung von den beiden Schlegels stammt; Sie haben es in ihren „Etymologischen Forschungen“ (I. S. XXVI.) selbst gesagt. Humboldt könnte sie also höchstens adoptirt haben. Sie werden aber auch nicht bezweifeln können, dafs Humboldt vom Paragraphen 19. seiner Einleitung an eine Zweitheilung begründet, die ihm ganz eigenthümlich ist.

Die Ansicht, welche Sie und Andere von Humboldt's Classification hatten, beruht auf den §§. 14. 15. der Einleitung. Dort treten die Namen Isolirung, Agglutination und Flexion, und Einverleibung auf. Aber wo hat Humboldt gesagt, dafs diese vier Ausdrücke vier Sprachclassen bezeichnen sollen? Hätten Sie die Stelle, aus der Sie das beweisen wollen (Einleitung S. CCCXVII.), vollständiger angeführt, Sie würden gesehen haben, dafs sie nicht für Sie spricht. Sie lautet: „Wir haben aber zur Erreichung der Satzbildung aufser der aller grammatischen Form entrathenden, chinesischen Sprache drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt, die flectirende,

agglutinirende und die einverleibende. Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich; und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr, welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist?“ Hiermit werden die vier Formen der Isolirung, der Agglutination, Einverleibung und Flexion für vier abstracte Momente ausgegeben, die ohne ein hinzutretendes bestimmendes Princip keine Verwirklichung in den Sprachen finden. Humboldt neigt sich sogar dahin, zu läugnen, dafs die drei letzt genannten Formen jemals eine allein in einer wirklichen Sprache sich vorfänden, dafs es etwa eine blofs agglutinirende oder blofs flectirende Sprache gäbe. Zum gröfsten Theile mindestens wird sich eine Mischung jener abstracten Formen herausstellen, und nach dem Principe dieser Mischung (§. 19.), nach der Stärke oder Schwäche, welche eine Sprache in dem Acte ihrer Synthesis zeigt (§. 21.) ist die Eintheilung vorzunehmen. Und hiernach gibt Humboldt sowohl in seiner Abhandlung über das Entstehen grammatischer Formen, als auch in der Einleitung eine Zweitheilung der Sprachen in reine und unreine, starke und schwache. Jene drei oder vier abstracten Formen sind nur Momente, in denen sich das Formprincip bethätigt. Aufserdem hat sich Humboldt noch ganz ausdrücklich und in aller Bestimmtheit gegen die Bildung einer Classe aus den agglutinirenden Sprachen ausgesprochen, welche der flectirenden und isolirenden Classe zur Seite gesetzt werden könnte. Denn, sagt er (S. CCCXLIII.), weiter als diese blofs negative Eigenschaft, ohne geradezu aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren (was bei den isolirenden Sprachen der Fall ist) doch keine Flexion zu besitzen, haben jene mannigfaltig unter sich verschiedenen Sprachen, die man in der agglutinirenden Classe zusammenfassen will, nichts mit einander gemein und können daher nur auf ganz unbestimmte Weise (nach einem blofs negativen Merkmal) in eine Classe geworfen werden.

Steht so unläugbar fest, dafs die Humboldt zugeschriebene Eintheilung nicht die seinige ist, so hätte ich nur zu zeigen, dafs vielmehr diejenige ihm gehöre, die ich dafür erkläre. Ich kann nun zunächst nicht zugestehen, dafs ich sie aus einem

Verstecke hervorgeholt hätte. Obwohl es Sprachforscher gibt, die Humboldt nicht gelesen haben, die ihre Originalität gefährdet glauben durch Lesung Humboldt's, so haben Sie und Andere doch sein Werk ein und mehrere Male gelesen und der Versteck hätte Ihnen unmöglich entgehen können. Aber, was freilich die Schwierigkeit der Sache erhöhet, ich mufste Humboldt's Classification aus seinem ganzen Werke zusammenlesen. Er hatte sie nicht als solche gegeben. Die Zweitheilung der Sprachen war der feste Punkt, von dem ich ausging; ihn hatte er aufs entschiedenste und häufigste ausgesprochen. Es kam darauf an, die weitere Gliederung zu finden und in Form eines Schemas übersichtlich darzustellen. Das durfte, mufste und konnte auch gefahrlos unternommen werden, wenn man nur erstlich mit Liebe, mit der ganz hingebenden Liebe, wie ich, verehrtester Herr, sich in seine Gedanken vertieft und dann auch die, allerdings etwas äufserliche, Fertigkeit im Schematisiren hat. Erst als ich meine Classification vor Augen hatte, und längere Zeit in der Einbildung gelebt hatte, sie sei geradezu und, möchte ich sagen, leibhaftig die Humboldt'sche selber, erst dann fand ich die, welche ich jetzt für die in Humboldts Werk liegende, nur nicht bestimmt dargestellte halte. Das äufserliche Schema fördert allerdings die Klarheit unseres Geistes: das beruht auf unserer sinnlich-geistigen Natur, die den abstraktesten Begriffen räumliche Anschauungen unterlegt. Humboldt würde, des halte ich mich überzeugt, die ihm von mir zugeschriebene Classification ihrem Inhalte nach für sein wirkliches Eigenthum anerkennen; er würde aber fühlen, dafs sie eine ihm fremdartige formelle Zuthat erhalten habe. Die schematische Zusammenstellung allein gehört mir.

Was nun diese betrifft, so hat vor allem, dafs ich das Chinesische über alle unvollkommnere Sprachen zunächst an die flektirenden gerückt habe, Anstofs gefunden, nicht nur bei Ihnen, sondern ich gestehe es, fast bei allen Urtheilsberechtigten, bei Bopp, bei Gabelentz, bei Heyse. Ich hoffe später das Befremden, welches diese Stellung des Chinesischen erregt, zu mildern oder gar zu beseitigen, indem ich ohne meine Ansicht verändern zu dürfen, Ihren Einwendungen alle Rücksicht schenken zu können glaube. Jetzt führe ich nur zwei Stellen

aus Humboldt an, auf die ich mich gestützt habe (S. CXLVI.): „Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorien der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben.“ Dieses Dritte nämlich, führt er weiter aus, könnte nur die Agglutination sein, d. h. die „in ihrem Wesen verfälschte“ Flexion. Diese wesentliche Gleichheit des Chinesischen mit den Sanskritischen Sprachen, die reine Organisation, zwingt sie zusammenzustellen. Dasselbe spricht folgender Satz aus (S. CCCXLII.): „Die Chinesische und die Sanskrit-Sprache bilden in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenheit zur Geistesentwicklung, allein allerdings an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich.“ Nun mag immerhin Humboldt, wie Sie sagen, „kein solcher Bewunderer blofser, bei falscher oder schlechter Grundvoraussetzung nur in beschränktem Sinne rühmlicher, Consequenz“ sein, um die offenbare Unvollkommenheit des Chinesischen zu übersehen. Den Vorzug der Consequenz aber vor der Inconsequenz der unvollkommenen Sprachen, welche er als Fälschung bezeichnet, hat er ausführlich §. 24. aus einander gesetzt und rücksichtlich der chinesischen Sprache das merkwürdige Wort ausgesprochen: „Man könnte sagen, dafs, je weniger sie äufsere Grammatik besitzt, desto mehr ihr innere beiwohne“ (S. CCCLXXXI.). In diesem Paragraphen scheidet er das Chinesische streng vom Barmanischen. Und auch dies spricht gegen die Humboldt'sche Abstammung oder auch nur Adoption der Dreitheilung der Sprachen. Denn in welche Classe sollte nun das Barmanische gehören? in dieselbe, wie das Chinesische? Dagegen ist der ganze Paragraph. In die agglutinirende? Dagegen spricht ausdrücklich S. CCCLXXXVI. Und so wird an mehreren Orten dieses Paragraphen bestritten, dafs etwa das Barmanische oder die überhaupt schon nicht gebilligte Classe der agglutinirenden Sprachen in der Mitte zwischen dem Chinesischen und dem Sanskrit lägen: weil, wenn auch alle jene Sprachen sich vom erstern entfernen, sie darum dem letztern doch um keinen Schritt näher kommen.

Ueber die Stellung der übrigen Sprachen habe ich wohl nicht nöthig etwas hinzuzufügen. Den Namen Pronominal-

Sprachen habe ich gebildet, aber nach Humboldts Angabe und in Analogie zu den Partikel-Sprachen. Sie läugnen aber, daſs Humboldt mit dieser Sonderung der Pronominal- von den Partikel-Sprachen eine Classification beabsichtigt habe, da es doch eine bloſse „Hervorhebung“ sein sollte von „Unterschieden, durch welche mehrere nicht stammverwandte Sprachen wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen.“ Sie haben hier, verehrtester Herr, ganz vortrefflich und der „gestrengsten Dialektik“ würdig die Worte genau genommen. Sie konnten hier, wie ich, nur finden, daſs Humboldt keine Classification gegeben habe, an der er ja verzweifelte; daſs er aber einen Unterschied und zwar keinen bloſs negativen, sondern einen positiven aufstellte, wie er an andern Orten für andere Sprachen that. Ich nun stellte alle diese Unterschiede zusammen, ordnete sie schematisch und gewann so eine Classification, die in Humboldt lag, ohne von ihm als solche gegeben zu sein. Sie wollen aber nicht glauben, daſs nach Humboldt die Pronominal-Sprachen von den Partikel-Sprachen in so bedeutsamer Weise geschieden wären, wie die flectirenden von den isolirenden; die beiden erstern, denken Sie, bildeten Classen von „ungleich mehr untergeordneter Art“ als die beiden letztern. Das dürfte ich erstlich nur immerhin zugestehen, ohne daſs ich damit einen Fehler der Classification zugestände. Denn der Botaniker weiſs, daſs in manchen Familien zwei Gattungen oft nicht ferner von einander liegen, als in einer Gattung einer andern Familie zwei Arten. Zweitens aber läugne ich Ihre Bemerkung. Denn es gibt bei Humboldt gar keine isolirende Sprachclasse, so wenig wie eine agglutinirende; nur das Chinesische ist eine die Worte isolirende Sprache. Die übrigen einsylbigen Sprachen, das Barmanische, Siamesische, vereinigt Humboldt durchaus nicht mit dem Chinesischen, sondern zählt sie zu den Partikel-Sprachen (S. CCCXLVIII.). „Nun frage ich, denken Sie, der Unterschied zwischen den einsylbigen Partikel-Sprachen, dem Barmanischen z. B., und den Pronominal-Sprachen, dem Grönländischen, Tscherokesischen z. B. sei nicht so groſs als der zwischen dem Chinesischen und Sanskrit?

Ich bin in der That so kühn, verehrtester Herr, zu hoffen, daſs Sie mir zugestehen werden, nicht bloſs daſs die

Dreitheilung der Sprachen in isolirende, flectirende und agglutinirende weder von Humboldt stamme, noch von ihm gebilligt, vielmehr von ihm verworfen werde, sondern auch dafs die ihm von mir zugeschriebene dem Inhalte nach wirklich die seinige ist. Dafs ich den hier gegebenen Beweis nicht schon in meiner Classification gegeben habe, war ein Fehler, den Sie mir aber nicht so hoch anrechnen werden. Sie werden es natürlich finden, dafs ich in der Freude, die wahrhaft Humboldt'sche Classification gefunden zu haben, nicht darauf verfiel die entgegenstehende Ansicht zu widerlegen. Ich hoffte, etwas idealistisch, das Richtige brauche nur gesagt zu werden, um das Unrichtige zu verdrängen, weil *„veritas est lux sui et falsi.“* Wenn man sich angetrieben fühlen soll, einen Fehler ausführlich aufzudecken, so gehört dazu meist, dafs man selbst diesen Fehler getheilt habe. Ich aber hatte nie die Ansicht, dafs jene Schlegelsche Dreitheilung Humboldtisch sei, und Sie werden sie auch in meiner Schrift: „Die Sprachwissenschaft Humboldt's,“ nicht erwähnt finden, wiewohl ich doch in ihrem dritten Theil die dringendste Veranlassung dazu gehabt hätte.

Gibt Ihnen nun dieser Umstand nicht Bürgschaft genug dafür, dafs ich Ihre Classification in aller Unbefangenheit kurzweg für nicht Humboldtisch und Ihr Eigenthum erklärte? Die Fassung, also die Darlegung der Eintheilungsmerkmale, das allein Wichtige, gehört auch wirklich Ihnen; und wenn selbst dies nicht, so haben Sie dieselbe adoptirt, und Sie sind dafür verantwortlich. Welchen Grund könnte ich denn aber wohl gehabt haben, gegen besseres Wissen Humboldt etwas ab- und einem Andern zuzuerkennen? Was könnte den, der über Humboldt so rückhaltlos gesprochen hat, wie ich, abgehalten haben, auch das noch über ihn zu sagen, wovon ich glaubte, es träfe Sie?

Sie thun mir überhaupt allemal Unrecht, wenn Sie mir versteckte Absichten zuschreiben. Haben Sie in meinen Schriften denn auch nur einen Satz gefunden, der einen Anhalt dazu gäbe, anders verstanden sein zu wollen, als er sich unmittelbar gibt? Wenn Sie also errathen zu haben meinen, was ich einfach zu sagen gehabt, aber auf Umwegen zu sagen vorgezogen hätte — wie hätte ich in meinen gedrängten Schriften Raum zu Umwegen! — so irren Sie sicherlich. Wie es mit

der Bescheidenheit steht, erörtere ich hier nicht; aber ich bin der ausgesprochenste Feind alles Hochmuths, der mich aus der Vornehmthuerei so mancher Schriften anwidert. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, auf meine Vorgänger in der Classification mit der Achtung einzugehen, die mir jeder zu verdienen schien. Diese Achtung habe ich aber nicht durch Phrasen und Wendungen ausgedrückt, sondern objectiv durch Angabe ihres Verdienstes. Ich habe nur Namen genannt, die mit wissenschaftlichen Thaten zusammenfallen, und von denen jeder dadurch geehrt wird, daſs er mit den Andern zusammen genannt ist. Sie haben das Wesen der Kritik nicht getroffen, meiner Kritik wenigstens nicht, wenn Sie meinen, ich hätte mit ihr „durch Hinwegräumung nicht sowohl alter Bauten als vielmehr bloſs weniger, versuchsweise unternommenen Bauanfänge den Boden freigemacht.“ In Ihrem Bilde wüſste ich Ihnen gar nicht zu antworten; nur aus dem Reiche des Organismus könnte ich mein Bild entlehnen. Meine Kritik bewegt sich nur um das Absolute, um die Wahrheit. Es soll nicht das Falsche zurückgewiesen, sondern das Gute angeeignet werden. Meine Kritik hat nicht weggeräumt, sondern assimilirt.

Die Momente eines Gedankens liegen unräumlich in einander; so alle vorgängigen Classificationen der Sprachen in der meinigen. Wenn ich aber meine Classificationsidee tabellarisch schematisire, so werfe ich die Idee in die Breite des Raumes, und so kann ich die Momente, die ich mir assimilirt habe, so äuſserlich zeigen, daſs Sie auf jedes einzelne den Finger legen können. Soll ich? Schlagen Sie meine Classificationstabelle auf! Berücksichtigen Sie nun die mit verschiedenen Alphabeten und Zahlen bezeichneten Spalten. Drückt die mit römischen Zahlzeichen bezeichnete nicht die Classification des Mithridates aus? Erkennen Sie nicht in der untern Hälfte der mit griechischen Buchstaben bezeichneten die Schlegelsche und sogenannt Humboldtische? Bezeichnen nicht das $\alpha\alpha$) und $\beta\beta$) die Bopp'sche? Alles Uebrige gehört Humboldt; diese bestimmte Combination aller gehört mir. Ich bin der Nachfolger und Fortsetzer meiner Vorgänger, das beweist meine Kritik; aber wie könnte ich wohl auch der sein, hätte ich nicht meine Kritik gemacht! Hochmuth, der Gegensatz

zur Kritik, schlägt sich allemal selbst, oder ist schon Zeichen der Ohnmacht; Kritik gibt Bescheidenheit und Kraft.

Daſs ich Dante übersehen habe, thut mir leid; Städler aber habe ich nicht übersehen, sondern vor Jahren sein Büchlein gelesen und gern vergessen. — Ihre angeführten Stellen aus Steffens und Krause sind geistreich und anregend, aber wen haben sie denn angeregt? Das sind immer so Zeichen der Zeit, die da erst kommen soll, fliegende Gedanken, und verfliegend, bis der kommt, der vom Zuge ergriffen wird und nicht weiſs, woher er kommt und wohin er fährt. Und das war in unserm Falle Humboldt.

Sie sind liebevoll besorgt, verehrtester Herr, mich werde die Enttäuschung treffen, mich „nicht ganz für einen zweiten Columbus anerkannt zu sehen für Entdeckung eines weltgeschichtlichen Standpunktes“. Ich selbst theile diese Sorge nicht, weil ich nicht — diesen Anspruch mache. Ich weiſs es schon, und habe es immer gewuſst und nie vergessen, daſs der sprachliche Weltsegler, den der Wind ergriff und führte, ohne daſs er wuſste wohin, Humboldt war. Schon in meiner „Sprachwissenschaft Humboldts“ sagte ich (S. 35.), Humboldt gebe „die Grundsätze einer Geschichte des menschlichen Geistes vom Gesichtspunkte der Sprache aus“ und noch nach meiner Kritik (Verzeichniſs sprachwissenschaftlicher Werke aus dem Verlage von Dümmler's Buchhandlung S. 7. denn die hier befindlichen Notizen über Humboldt rühren von mir her: das sei Ihnen im Vertrauen gesagt) sagte ich: Wie Humboldt in der Einleitung „eine Anschauungsweise der Sprachwissenschaft vom Standpunkte der Weltgeschichte aus begründet, eben so sehr lehrt er darin eine Weltanschauung von dem Standpunkte der Sprache aus.“ Es kann doch nur einen Columbus geben!

Wann, wo hätte ich mir die Entdeckung eines weltgeschichtlichen Standpunktes zugeschrieben? Wenn ich (Classification S. 63.) sage: „Woher, fragen wir, stammt die Verschiedenheit der Technik der Sprachen?“ so heiſst dieses Wir: Humboldt, der Leser und ich. Sage ich dann zum Schlusse der Entwickelung: „Damit ist... ein neuer Standpunkt geschaffen, ein weltgeschichtlicher“, so dürfen Sie nicht überse-

hen, dafs es sogleich weiter heifst: „Jetzt ist Humboldts Praxis gerechtfertigt, weil begriffen.“ Der Ruhm der Schöpfung wird von mir allemal Humboldt zuerkannt; für mich nehme ich nur die Ehre in Anspruch, ihn erklärt, begriffen und damit gerechtfertigt und begründet zu haben. Und in dieser Beziehung stimmt meine erste Schrift (De pronomine relativo p. 2.) mit meiner Kritik (S. 57.) überein. Nur verstand ich Humboldt in der letztern besser als in der erstern.

In der dargelegten Beschränkung des Sinnes werde ich fortfahren Ich und mein zu sagen: indem mir dabei immer gegenwärtig ist, wie sehr der Inhalt dieses Ich und Mein Humboldt gehört. Wenn Sie aber (Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft 1852) sonst noch mancherlei mir in Abzug bringen wollen, so möchte ich dagegen mein Eigenthum zu wahren suchen.

Ich bin verwundert, dafs Sie gerade den mittleren Theil meiner Schrift über die Classification der Sprachen für „weitaus den gelungensten“ halten, da ich selbst am wenigsten mit ihm zufrieden bin, weil in ihm alles so definitionsmäfsig starr und dogmatisch hingestellt, nicht entwickelt wird. Ich fühlte wohl die Fruchtbarkeit der gegebenen Definitionen; aber sie zu entwickeln war ich noch nicht fähig. Dieser Fehler ist es aber nun gar nicht, den Sie rügen; sondern die Neuheit der Sätze bestreiten Sie. Mit welchem Rechte, wollen wir jetzt sehen. Nur bemerke ich noch, dafs mir gar nicht so sehr an der Neuheit meiner Ansicht gelegen ist, um sie besonders in Schutz zu nehmen, zumal da es mit der Neuheit von Gedanken eine eigenthümliche Bewandtnifs hat. So oft auch immer ein auf seinem Gebiete schöpferischer Gedanke aufgetreten ist, hat man gesagt oder hätte man sagen können, das sei ja nichts Neues, das habe schon dieser und jener gesagt und habe „selbst mäfsigem Nachdenken nie ganz verborgen bleiben können“. Mit solchen Behauptungen hat man nicht einmal Unrecht. Man vergifst nur, dafs von dem, welcher aufs neue das Alte, Bekannte aussprach, diesem, das als todter oder schlummernder Keim dalag, die männliche befruchtende Kraft hinzugethan und ihm dadurch erst Leben und Bedeutung verliehen worden ist. Ich mufs aber hier noch ganz besonders auf die Stellen eingehen, von denen Sie glauben, dafs sie schon

enthielten was ich Neues gesagt zu haben meinte, weil in ihnen wirklich nicht das was ich denke, sondern eher das Gegentheil enthalten ist.

Ich habe gesagt: „Die Sprache ist das Reich der Vorstellung“ (Classification S. 59.). Sie behaupten, das habe schon Bernhardi gesagt. Ich frage, wer hätte das noch nicht gesagt? oder wer hätte je behauptet: „von einem Kameele sprechen heifse das Kameel selber mit Haut und Haar in den Mund nehmen?“ Wenn Sie die Negation dieses Satzes als einen „treffenden“ Ausspruch bezeichnen, so mufs ich zweifeln, ob Sie Humboldts und meinen Satz in seinem richtigen Sinne und seinem vollen Gehalte aufgefafst haben. Denn dagegen sich auszusprechen, dafs das Wort etwa das Ding selber sei, war niemals nöthig. Aber gerade gegen Bernhardi sich auszusprechen und gegen alle bisherigen philosophischen Grammatiker, als wäre das Wort die Vorstellung, das Abbild des Gegenstandes selber, das war Humboldts Absicht. Das Wort, sagt Humboldt, ist nicht das Bild des Dinges, sondern das Bild des schon in der Seele gebildeten Bildes dieses Dinges. Ich nannte das erste in der Seele durch sinnliche Wahrnehmung des Gegenstandes entstandene Bild — Anschauung; und das nach eigenthümlichen Gesetzen in reiner Spontaneität des Geistes gemachte dieses Bildes, das Bild der Anschauung, das angeschaute Bild, die angeschaute Anschauung oder die Selbstanschauung — die Vorstellung. Und so wollte ich ja zeigen, nicht dafs das Wort es nicht mit dem Dinge selbst zu thun habe, sondern dafs es zwar die Anschauung und den Begriff in sich enthalte, d. h. darstelle, nicht aber an sich selbst dieser oder jene sei, sondern die als Selbstanschauung bestimmte Vorstellung. Während die Kunst Ideen durch Anschauungen, die Wissenschaft Ideen durch Begriffe darstellt, stellt die Sprache Anschauungen und Begriffe in Vorstellungen dar. Ich fasse die Vorstellung lediglich als sprachliche Darstellung. Sie ist nicht, wie Bernhardi sie nimmt, blofs allgemeinster Ausdruck für alle Modificationen des Bewufstseins, nicht vergegenwärtigte oder erinnerte Anschauung, nicht Begriff, sondern eine eigenthümliche Bearbeitung der Anschauungen. Nicht sie, wie Bernhardi meint, sondern durch sie wird dargestellt. Hierdurch zeigte

ich die Sprache auf als das Erzeugniſs des instinctiven Selbstbewuſstseins, entriſs sie also einerseits der selbstlosen Anschauung des Thieres, wie dem bewuſsten Selbst der Reflexion. Hat nun Bernhardi dasselbe gesagt, wie ich? Hat er unter dem Ausdrucke Vorstellung dasselbe verstanden, wie ich? Haben Sie in irgend einer Psychologie — ich habe nur wenige gelesen — dieselbe Bestimmung des Wesens der Vorstellung als Selbstanschauung gefunden? haben Sie irgendwo die Kategorie des instinctiven Selbstbewuſstseins gefunden? Läugnen Sie die Fruchtbarkeit dieser Kategorie für psychologische Forschungen? Und haben Sie irgendwo das Verhältniſs des Sprechens zum Denken so angegeben gefunden, wie bei mir? daſs nämlich sprechen, abgesehen von dem Gedanken, welchen es ausdrückt und mittheilt, noch an sich eine besondere Art des Denkens ist, nämlich ein Selbstanschauen oder Vorstellen? daſs also sprechen nicht mit denken überhaupt gleich sei, sondern als ein eigenthümliches Denken, als ein Denken in Vorstellungen, das Denken in Anschauungen und Begriffen begleite: Haben Sie das schon irgendwo sonst gefunden? Wenn Sie Heyse's Lehrbuch der deutschen Sprache S. 122. citiren, ist dort von etwas anderem die Rede, als von der Unfähigkeit des Lautes, das Ideelle zu bezeichnen? als von der Incommensurabilität von Laut und Begriff? Hätte man das Verhältniſs des Wortes zur Anschauung und zur Vorstellung so bestimmt gefaſst wie ich, hätte die Dreifaltigkeit der Sprache so im Dunkel bleiben können? Hätte man die innere Sprachform so übersehen können, daſs man Grammatik und Logik gar nicht zu unterscheiden wuſste?

Doch auch die Neuheit dieser Lehre von der Dreifaltigkeit des Sprechens bestreiten Sie. Aber können Sie in allem Ernste annehmen, schon Krause habe sie gekannt, weil er sagt: „Zu jeder Sprache gehört das Zubezeichnende, das Zeichen und die Bezeichnung?“ Dann würde ich wieder fragen, wer hat das noch nicht gesagt? Wo sind denn aber hier drei Elemente oder Factoren? Hier sind eben nur zwei und die Thätigkeit der Verbindung. In der Sprache aber sind drei Factoren mit einander verbunden.

Krause hat die schlechteste Ansicht von der Sprache. Denn was ist bei ihm die Lautsprache? Sie ist (ich bleibe

bei Ihrem Citat stehen) „die Wechselbeziehung der Laute und Sachen, wodurch erstere die letztern anzeigen.“ Da wuſste Aristoteles schon besser, daſs das Wort nicht Zeichen der Sache sei, sondern Zeichen einer Seelenbewegung.

Die Krause'sche Dreiheit ist in meiner Dreifaltigkeit der Sprache zweimal enthalten. Der Laut ist körperliches Symbol einer sprachlichen Anschauung; diese Anschauung ist aber selbst ideelles Symbol einer sinnlichen Anschauung. In unserm Worte Mensch ist dieser in bestimmter Form articulirte Laut Zeichen für Denker; das Denken aber Symbol, Merkmal des Menschen. Die von Krause angegebene Wechselbeziehung ist also hier doppelt vorhanden.

Ich gestehe, daſs auch mir Bernhardi nicht genug anerkannt zu sein scheint. Seine Werke dürften in der That unter allen sprachwissenschaftlichen Arbeiten aus der Zeit vor Humboldt das bedeutendste sein, und selbst neben Becker noch volle Berechtigung haben. Sein Verdienst ist, das Moment der Darstellung in der Sprache als ein selbstständiges hervorzuheben; der Mangel aber ist, daſs er dies nicht hat festhalten können. Liest man §. 1., so kann man ihn ganz in Uebereinstimmung mit mir glauben. Sieht man aber auf §. 5. 6. 12. 13., so findet man, daſs ihm Darstellung nur Mittheilung durch den Laut ist. Ihm ist das Wort, wie seinen Vorgängern lautliches Zeichen des Bezeichneten, während es in Wahrheit ein lautliches und ideelles Zeichen eines Bezeichneten ist. Und wie viele Irrthümer knüpfen sich hieran! Doch hier ist nicht der Ort zu einer Kritik Bernhardi's.

Ich übergehe hier den von Ihnen berührten höchst schwierigen Punkt, das Verhältniſs der Grammatik zur Logik. Denn nur weitläufig könnte ich hierüber mit Erfolg reden; das behalte ich mir für ein gröſseres Werk vor. So will ich denn schlieſslich nur noch einige Bemerkungen zur Verständigung über meine Classification machen.

Ich habe dreizehn Classen aufgestellt. Sie fragen „nach der Berechtigung zu gerade dieser sonst für ominös geltenden Zahl dreizehn“. So dürften Sie mich fragen, wenn ich ein eigentlich Speculativer wäre. Und Sie glauben doch nicht, daſs der trilogische Hokuspokus sich nicht bewähren würde, weil sich 13 nicht durch 3 dividiren läſst? Ich würde die hinterindischen

Sprachen darstellen als Verwirklichungsform der Kategorie des Seins; die malayischen — des Werdens, die Kaffern-Sprachen — des Seins-für-anderes, das Mandschu — des An-sich-seins; mit Siebenmeilen-Stiefeln kommt man nicht blofs über das Mittelalter, sondern auch über die Kategorieen der Quantität und des Mafses. Die türkischen Dialekte sind die Sprachen des Wesens, das Finnische — des Scheins, das Chinesische — der Identität, die Nordamerikanischen — der Kraft, das Mexikanische — des Innern, das Vaskische — der Wechselwirkung, das Aegyptische — des Mechanismus, das Semitische — des Chemismus, das Sanskritische — der Teleologie oder vielmehr der Idee. Morgen aber würde ich die Entwicklung noch ganz anders geben, aber darum doch nicht weniger richtig, nicht weniger objectiv, nicht weniger absolut dialektisch. Als Uneigentlicher jedoch bin ich dieser Mühe überhoben, und darf kurz sagen: ich habe dreizehn Classen, weil ich nur gerade so viel gut genug kannte, um sie mit der Bestimmtheit charakterisiren zu können, wie mein System forderte.

Mein System ist ferner das fügsamste, das je ersonnen ist. Jede neue Sprachclasse, die bekannt wird, findet darin leicht ihren bestimmten Ort; es ist nicht starr abgeschlossen. Es besteht auch gar nicht auf einer bestimmten, unwandelbaren Reihenanordnung der Sprache; denn es weifs, dafs jede Reihendarlegung falsch ist (Classific. S. 66.). Das alles beruht aber auf dem Principe, nach welchem das System gebaut ist. Sie sind mit meinem Principe nicht zufrieden.

Bedenken Sie aber nur einmal, was Sie fordern: „die Durchführung eines unter Berücksichtigung der nichts weniger als einfachen Natur der Sprachen vergleichsweise einfachen und auch wirklich greifbaren Eintheilungsprincips der Sprachen.“ Unter „greifbar“ verstehen Sie wohl, dafs die durch das Eintheilungsmerkmal gebildeten Gruppen sich vor der Anschauung leicht sondern und zusammenstellen, weil dieses Merkmal selbst sich der Anschauung in klarer Bestimmtheit darbietet. Es soll aber auch einfach sein, und indem Sie zugestehen, dafs ein in sich gar nicht einfaches Wesen, wie die Sprache, nicht durch ein Einfaches bestimmt werden kann, beschränken Sie Ihre Forderung auf ein vergleichsweise Einfaches. Sollte ich Ihnen hierin wirklich nicht genügen kön-

nen? Bedenken Sie doch, als welch eine Masse sich eine Sprache darbietet, und nun wäre es nicht vergleichsweise einfach, wenn ich dieselbe mit vier, fünf, sechs Merkmalen bezeichne? Oder wenn Sie die Einfachheit so nehmen, daſs Sie verlangen, es solle nicht nur jede Classe mit wenigen Merkmalen bezeichnet werden, sondern diese Merkmale sollen auch zu allen Classen dieselbe Beziehung haben, sodaſs die ganze Classification mit wenigen feststehenden Kategorieen zu Stande gebracht werde, die gesammte Combination sich um wenige feste Daten bewegte. In dieser Beziehung bietet vielleicht mein System noch nicht 15, oder da einige derselben einen Gegensatz in sich schlieſsen, einige und 20 Merkmale dar. Und das wäre nicht einfach gegen die groſse Anzahl der Sprachen, welche mein System mit solcher Bestimmtheit obenein bezeichnet?

Nun lassen aber freilich schon sechs Merkmale eine groſse Menge von Combinationen zu, und die gemachten Combinationen können von neuem combinirt werden. Aber ich glaube auch, daſs man mit diesem wiederholten Combiniren so lange fortfahren sollte, bis man jede etwas allgemeinere Eigenschaft einer Sprache, die nur nicht gerade an einem ihrer Gebilde hängt, also eher als Ausnahme zu bezeichnen wäre, in dieser Weise einfängt. Es muſs möglich sein, in dieser Weise ein ziemlich oder ganz ins Besondere gehendes Bild einer Sprache zu entwerfen. Die tabellarische Uebersicht des Systems hat das nicht auszuführen, aber Anleitung und Anregung dazu zu geben, und der Phantasie des Lesers zu überlassen, wie weit er seine Anschauung ins Besondere hinein ausfüllen will.

Wenn bis jetzt noch unerforschte Sprachen uns bekannter geworden sein werden, so wird es wahrscheinlich oft nicht möglich sein, sie bloſs durch eine andere Combination der bisher gefundenen Merkmale zu bestimmen; sondern wir werden ganz neue Merkmale kennen lernen. So könnte die Zahl der letztern bedeutend anwachsen. Alle diese Merkmale aber beruhen ja zuletzt doch nur auf drei Fragen, und das ist doch einfach genug. Wir fragen bei jeder Sprache: 1) hat sie wahrhafte innere Form? 2) wo nicht, wie schafft sie Analoga von Formen? wenn aber ja, welches ist das Grundprincip derselben? 3) wie ist ihre Lautform beschaffen?

Die Classification der Sprachen soll das individuelle Formprincip der Sprachclassen angeben, aus welchem Princip die einzelnen Formen in einem gewissen Sinne sich müssen ableiten oder entwickeln lassen. Um diese Principien und ihr gegenseitiges Verhältnifs übersichtlich darzulegen, hat die Tabelle das logische Geschäft auszuführen, die Co- und Subordinationsverhältnisse anzudeuten. Zu dieser Subsumtion niederer Begriffe unter die höhern gibt es aber nicht einen Ausgangspunkt, sondern mehrere; und so werden mehrere Subsumtionsweisen möglich, die sich durchkreuzen und in dieser Kreuzung dargestellt werden müssen. Dabei wird sich doch immer ein Punkt als der wichtigste ergeben, den man der Klarheit wegen unverrückt im Auge behalten mufs. Dieser wird immer die innere Sprachform betreffen müssen.

Aus allen diesen Gründen wird klar, was ich schon in meiner Schrift über die Classification gesagt habe, dafs die Stufenleiter im Einzelnen nur relative Geltung hat. Eben darum wird es gut sein, nicht eine Stufenleiter aufzustellen, sondern mehrere. Auch die vergleichende Anatomie hat die Vorstellung aufgegeben, als liefe die Entwicklung des Formbaus der Thiere von den niedrigsten zu den höchsten in einer Linie fort. Das Insekt läfst sich nicht mit dem Säugethier vergleichen, sie haben einen ganz verschiedenen Typus. Damit klarer werde, wie ich es meine, will ich hier eine Tabelle entwerfen.

	Stoff und Form vermischende.			Formlose.		Form-Sprachen.
	Afrikanische.	Polynesische.	Asiatische.	Amerikanische.	Asiatische.	
nebensetzend	Yoruba?	östliche	Hinterindische	—	Chinesisch	—
durch Präfixe abwandelnd	Kaffern-Sprachen	—	—	—	—	—
agglutinirend	Mandingo	—	altaische Sprachen	Südamerikanisch?	—	Aegyptisch
viel-agglutinirend . . .	Kanuri?*)	—	—	Delaware	—	—
einverleibend	—	—	—	Mexikanisch	—	—
zusammenziehend . . .	—	—	—	Grönländisch	—	—
umbeugend { durch Lautwandel	—	—	Tübetisch	—	—	Semitisch
umbeugend { durch Zusätze .	Uolof	westliche	—	—	—	—
flectirend	Galla?	—	Finnisch	—	—	Sanskritisch

*) Vgl. Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft 1850. S. 510 ff.

Einiges dürfte Ihnen in dieser Tabelle mehr gefallen als in der frühern. Besonders steht jetzt das Chinesische seiner Stammverwandtschaft gemäfs neben dem Hinterindischen, aber doch gänzlich isolirt. Von den afrikanischen Sprachen sind drei mit Fragezeichen versehen, weil mir vorzüglich zweifelhaft ist, ob sie nicht in die Reihe der formlosen gehören. Am auffallendsten aber wird es Ihnen sein, dafs ich jetzt jede Classe nur mit zwei Merkmalen bezeichne. Dies hängt zusammen mit meiner Ansicht über zwei Punkte, die Sie auch in Ihrer Kritik zur Sprache gebracht haben, nämlich zunächst das Verhältnifs der morphologischen Merkmale zu den physiologischen, woran sich aber weiter die Frage schliefst nach dem Verhältnifs der genealogischen zur physiologischen Classificirung der Sprachen.

Ich möchte behaupten, wiewohl ich es nicht für alle Fälle beweisen kann, dafs in beiden Verhältnissen beide Seiten sich vollständig decken, dafs also jede physiologische Verschiedenheit sich morphologisch offenbare, folglich auch genealogisch. Sonach müfste eine physiologische Gruppirung an sich selbst auch eine genealogische sein. Diese ideale Forderung ist heute nicht zu erfüllen. Aus dieser Unmöglichkeit folgt aber nur, dafs man keine vollkommne, entweder keine vollständig bestimmenden Merkmale enthaltende oder keine die volle Zahl der Sprachen der Erde umfassende Classification geben kann; dafs man sich vielmehr mit einer unvollkommnen, also nicht hinlänglich scharf bestimmenden oder nicht alle Sprachen umfassenden, begnügen müsse. Eine Classification aber, welche jene Forderung verletzte, wäre eine, ganz oder theilweise, falsche und mufs zurückgewiesen werden. Diese Voraussetzung schien mir bei Abfassung meiner Classification so natürlich und allgemein anerkannt, dafs ich nicht für nöthig hielt, sie besonders auszusprechen; auch habe ich nicht gesagt, Sie meinten, beide Classificationsweisen dürften neben einander laufen; aber faktisch geschieht es bei Ihnen. Andererseits aber folgt aus jener Forderung auch, dafs die genealogische Classification nicht blofs auf die Einheit des Sprachstoffes begründet, sondern auch in Einklang mit der physiologischen Verwandtschaft gebracht werde. Nun behaupte ich, dafs die von mir gegebene Classification zwar eine höchst unvollkommene ist, der gedachten Forderung

aber in keinem Punkte widerspricht, d. h. die genealogische Gliederung fällt mit ihr vollständig zusammen, und auch das andere könnte ich hinzufügen, dafs Physiologie und Morphologie sich, freilich nur mit einer gleich zu erwähnenden Beschränkung decken. Sie dagegen machen mir „völlige Aufserachtlassung des genealogischen Princips“ zum Vorwurf — ein Ausdruck, der jedenfalls übertrieben ist, da ich an verschiedenen Orten meiner kurzen Schrift das Verhältnifs jener beiden Principien erörtert habe.

Es würde aber aus der obigen Forderung folgen, dafs jeder besondere Sprachstamm ein besonderes physiologisches und morphologisches Princip habe, eine besondere Classe bilde. Man hat bisher viel etymologisirt und genealogisirt; aber was ist ein Sprachstamm? eine Sprachclasse. Negativ ausgedrückt liegt hierin ein Doppeltes: 1) weder darf eine Classe zwei Stämme umfassen, 2) noch ein Stamm in zwei Classen getheilt werden. Rücksichtlich des zweiten Punktes bin ich unangreifbar, weil wir uns in einem Zirkel bewegen. Wenn man mir vorwirft, dafs ich einen Stamm, den Altai-Uralischen in drei Classen zerreifse, so behaupte ich dagegen, man fasse drei Classen gewaltsam zusammen. Nur werde ich zugestehen müssen, dafs jede Sprachclasse nicht zu jeder andern in gleicher Fremdheit stehe, weder physiologisch noch genealogisch. Meine IV., V. und VI. Classe, d. h. Mandschu, Türkisch und Finnisch stehen einander näher als etwa die III., das Congo, dem erstern und VII., Chinesisch, dem letztern. Auf der, in diesem Sendschreiben gegebenen Tabelle habe ich dieser genealogischen Verwandtschaft so starke Rücksicht geschenkt, dafs ich Sie, verehrtester Herr, hiermit vollkommen zu befriedigen hoffe. Darum habe ich mir aber andererseits noch eine andere Scheidung erlauben zu dürfen geglaubt, welche der altai-uralischen ganz ähnlich ist, nämlich die des malayisch-polynesischen in eine polynesische oder östliche und malayische oder westliche Hälfte. Ich stütze mich hierbei auf Humboldt.

Gegen das erstere der eben genannten zwei Verbote habe ich vielleicht in meiner ersten und neunten Classe gefehlt, indem ich in jener die hinterindischen Sprachen, in dieser die nordamerikanischen zu einer Classe zusammenfafste, obgleich

ich die Verwandtschaft des Anamitischen mit den andern hinterindischen und chinesischen Sprachen für höchst zweifelhaft halten mufste und noch mufs. Die nordamerikanischen Sprachen aber habe ich in meiner gegenwärtigen Tabelle in zwei Classen geschieden, wie sie auch gewifs etymologisch zu scheiden sein werden. Aber in beiden Fehlern glaube ich nur eine Ungenauigkeit begangen zu haben, keinen Verstofs gegen obige Forderung: indem ich zwei der Verwandtschaft und Physiologie nach geschiedene Classen zu einer gemacht habe. Doch kann ich auch heute noch nicht angeben, wie sich das Anamitische in seinem morphologischen und physiologischen Principe vom Barmanischen scheide. Es existirt also entweder zwischen beiden Sprachen ein Unterschied, der sich mir entzieht, oder sie haben vielleicht dennoch etymologische Verwandtschaft, die noch nicht erkannt ist.

Wenn ich ferner dasselbe morphologische Merkmal zwei Classen zueigne, sowohl auf der alten, als auf der neuen Tabelle, wo „agglutinirend" von vier Classen ausgesagt wird, so ist das wieder eine Ungenauigkeit, indem wir in ihnen vier Arten der Agglutination scheiden müssen, weil jede Art Ausdruck einer andern innern Form ist. Hat man sich aber hierüber verständigt, so wird der Grundsatz der völligen Angemessenheit des physiologischen und morphologischen Princips, wonach man nur das eine zu nennen und das andere implicite mit genannt hätte, und wonach ich auch bei meiner neuen Tabelle verfahren bin, nicht verletzt, da es gleichgültig ist, ob ich die Unterschiede innerhalb des einen mit einfachen besondern Namen bezeichne, oder die Besonderung durch Combination des allgemeinern morphologischen und allgemeinern physiologischen Namens ausdrücke. Das halte ich fest, dafs zwei Sprachclassen oder Stämme nicht in derselben Weise agglutiniren; nur ist zuweilen der Unterschied morphologisch unausdrückbar. So nehmen wir das physiologische Merkmal zu Hülfe. Durch ihre Zusammenfassung wird ihre Bedeutung modificirt, und es entsteht ein eben so einfacher Begriff, wie durch jedes echte Compositum.

Sie haben Recht, verehrtester Herr, es sind noch viele Fragen zu beantworten rücksichtlich der wahren Classification. Nach unserer Auffassung aber schliefst diese ja auch die ganze

Sprachwissenschaft in sich. In meiner Schrift habe ich gewifs so viel berührt und so weit erörtert, als nur immer von einem Erstlingsversuch, selbst nach Humboldt, billiger Weise zu erwarten stand; nur mufs in meiner so gedrängten Schrift jeder Satz beachtet werden. Sie fragen z. B. „ob der physiologische Trieb in der Sprache je, man begreift schwer wodurch, zu so feindseliger Stärke gegen sich selbst vermag anzuwachsen", dafs er ein völlig anderer wird? Diese Frage hatte ich mir rücksichtlich des Finnischen vorgelegt. Meine hierauf bezügliche Anstrengung (S. 76. 78. 81. 87. 88.) können Sie nicht übersehen haben, wie auch nicht, dafs ich diese Frage nicht gelegentlich, sondern im Verlauf der principiellen Erörterung betrachtet habe. Ich habe drei Punkte zur Beantwortung hingestellt. Erstlich dafs in Wahrheit das Finnische durch die Macht seines Triebes noch gar nicht in eine entgegengesetzte Bahn geführt wurde, sondern trotz allem keine Formsprache geworden ist. Man hat sich hier vor zwei Uebertreibungen zu hüten: wenn einerseits derjenige, welcher das Finnische mit dem Mandschu in eine Classe bringt, völligen Mangel an Sinn für Sprachunterschiede bekundet, so ist es andererseits noch lächerlicher, wenn Schleicher das Finnische höher stellt als unsere „verschlissenen" Flexionssprachen. Was sagt wohl hierzu Grimm, der das Englische die vollkommenste Sprache nennt! Auf Humboldts Zustimmung hätte aber Schleicher noch viel weniger zu rechnen. Zweitens aber ist zuzugestehen, dafs allerdings dennoch im Finnischen eine geniale Erhebung vorliege, die nie ganz zu erklären, aber doch immerhin mit Rücksicht auf innere und äufsere Revolutionen theilweise begreiflich wird; und drittens habe ich ganz bestimmt auf indogermanischen Einfluſs hingedeutet, also auf ein neues, von aufsen gekommenes Moment. Auf die Analogie der Sprachen mit den organischen Naturwesen werden Sie nichts begründen wollen, verehrtester Herr, da jede Analogie die Consequenz zurückweist.

Ich beabsichtigte, meiner Schrift noch einen schon ausgearbeiteten Abschnitt über die weitere Unterordnung der Classen nach Familien, Gattungen und Arten beizugeben. Hier fand ich aber so wenig vorgearbeitet (ich gab darin die Kritik der Ansicht Giese's über die griechischen Dialekte), dafs

ich zu keinen so zuverlässigen Ergebnissen gelangte, daſs ich sie hätte veröffentlichen mögen.

Jetzt wissen Sie, verehrtester Herr, wie ich über Ihre Kritik denke, für die ich schlieſslich noch einmal von Herzen danke. Ich werde Niemanden böse, der mir Bitteres sagt, sobald er mir beweist, daſs er sich mit der Sache Mühe gegeben hat. Nur den Leichtsinn gegen die Sache und den daraus entspringenden Hochmuth halte ich für züchtigungswerth.

Sie haben Recht, verehrtester Herr, ich, so leidenschaftlich für die Wissenschaft eingenommen, bedarf der Aufmunterung von auſsen nicht. Fahren Sie fort, mir wohlwollend Zaum anzulegen; ob ich je lernen werde mich zu zügeln,. weiſs ich nicht. Nur bitte ich, ein wenig meine Mühe zu berücksichtigen, um mir nicht eine Gesinnung zuzuschreiben, die mir zu fern ist. Vielleicht, daſs wenn ich älter und alt geworden sein werde, ich auch vorsichtiger sein und ruhiger schreiben werde. Was thut aber diese Aeuſserlichkeit? Wenn wir nur immer für die Sache frisch bleiben!

DIE

ENTWICKELUNG DER SCHRIFT.

Wir können, wir dürfen keinen sprachwissenschaftlichen Gegenstand untersuchen, ohne sogleich zu fragen, was hat Wilhelm von Humboldt über ihn gelehrt? Wenn wir auch, nach allem was wir schon von ihm wissen, nicht hoffen können, bei ihm eine genügende Darlegung der Sache zu finden, so steht doch allemal mit Gewifsheit zu erwarten, dafs wir von ihm fruchtbarste Anregung und auch wirkliche tiefste Belehrung erhalten werden — nur wird sie nicht von der Oberfläche zu schöpfen sein; wir sind sicher, Humboldt nicht anders zu verlassen, als ungemein durch ihn bereichert — nur wird es nicht geschehen, ohne uns zuvor durch Dunkelheiten und Widersprüche hindurchgearbeitet zu haben; kurz, kräftig zersetzende Kritik ist die einzige Weise geistiger Aneignung.

Wir besitzen zwei Arbeiten von Humboldt über Schrift: „Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau“ (Akad. Abh. gel. am 20. Mai 1824.) und: „Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache“. Diese letztere Arbeit, dem zweiten Bande über die Kawi-Sprache und dem besondern Abdrucke der Einleitung in dieses Werk beigefügt, soll nach Angabe ebenfalls in der Akademie und zwar am selben Tage wie erstere gelesen sein! Es ist mindestens eben so wichtig, das Verhältnifs dieser beiden Arbeiten zu kennen, wie das zweier Werke eines alten Classikers. Wir haben hier wieder ein Beispiel, wie selbst in unsern Tagen philologische Schwierigkeiten entstehen können, und ein Sei-

tenstück zu dem bekannten Streit der beiden berühmtesten Philosophen neuerer Zeit, wem von ihnen ein in ihrer Zeitschrift abgedruckter Aufsatz gehöre. Das Verhältnifs aber der beiden Humboldt'schen Arbeiten zu einander, in deren keiner auf die andere verwiesen wird, scheint uns folgendes. Die letztgenannte ist unvollendet geblieben. Ursprünglich für die Lesung in der Akademie bestimmt, wie die Worte zeigen (S. 7.): „Ich habe zu einer andern Zeit in dieser Versammlung zu zeigen versucht" mufste sie doch bald die Bestimmung einer besondern ausführlichern Schrift erhalten haben, da es zwei Seiten weiter heifst: „Diesen Weg werde ich nun in diesen Blättern verfolgen." Die nach diesen Worten ausgesprochene Aufgabe der Arbeit, „nach einander von der Bilder-, Figuren- und Buchstabenschrift und der Entbehrung aller Schrift zu handeln" überschreitet die Gränzen einer akademischen Abhandlung bei weitem, der man auch keine Einleitung vorzusetzen pflegt. Die Erörterung der Bilderschrift ist für eine solche schon zu weitläufig (38 S. 4°.), und doch ist sie noch nicht vollendet. Zur Bestimmung des Zeitverhältnisses beider Arbeiten mufs der Standpunkt der Entzifferung der Hieroglyphen dienen. In der im März 1824 gelesenen Abhandlung: „Ueber die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngern", wird nur dessen „Lettre à Mr. Dacier" citirt. Desselben „Précis du système hiéroglyphique" war ihm also damals noch unbekannt. Dieses Werk ist nun in demselben Jahre erschienen. Es ist ihm aber auch bei der Abfassung der Arbeit über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache noch nicht bekannt gewesen. Diese mufs also ebenfalls aus dem Winter $\frac{23}{24}$ stammen, wie nicht blofs aus dem Mangel der Citirung des Précis, sondern aus Humboldt's in ihr sich äufsernden geringen Kenntnifs der Hieroglyphen hervorgeht. Dennoch wird gerade am Anfange der Arbeit (S. 12.) das „Précis" angeführt. Hieraus folgt, dafs dieses Werk kurz nach Lesung der Abhandlung im März Humboldt zugekommen sein mufs. Es war ferner natürlich, dafs er jetzt seine Arbeit anfangs zu verbessern gedachte, bald aber liegen liefs, weil

des Précis Aussichten eröffnete, die jedes bestimmte Urtheil über das Wesen der Hieroglyphen unmöglich machten. Jetzt mochte Humboldt zu seiner ursprünglichen Absicht, die allgemeinen Punkte über das Wesen der Schrift in der Akademie vorzutragen, zurückkehren. So entstand die oben genannte akademische Abhandlung, welche den Inhalt der Einleitung der erstbeabsichtigten Arbeit in sich aufnahm und auch ungefähr den Gang inne hält, der jener bestimmt war.

In diesen Arbeiten lehrte der Gründer der Sprachwissenschaft zuerst eine tiefere Auffassung des Wesens der Schrift, eine vor ihm ungeahnte; und bedenken wir, wie die Sprache sich beinahe von selbst schon als etwas dem Innern entspringendes ankündigt, wie ihr Zusammenhang mit dem Volkscharacter schon seit langem nicht unbeachtet geblieben ist, die Schrift dagegen sich zunächst als etwas ganz Aeufserliches darbietet und immer so angesehen wurde, so mufs uns die Schärfe des Blickes, durch welche Humboldt sie mit der Sprache in innigern Zusammenhang brachte, die Genialität, mit der er ihren Grund in den geheimnifsvollsten Tiefen des Volksgeistes fand, noch mehr unsere Bewunderung erregen, als seine Verdienste um die Sprachbetrachtung. Diese Bewunderung soll und kann durch die folgende Kritik nicht verkümmert werden; aber sie soll dadurch aus der warmen, doch energielosen, unfruchtbaren Unbestimmtheit in die klarere Erkenntnifs erhoben werden. Einen andern Dank als diesen verlangt Humboldt nicht oder weist er vielmehr zurück.

Wir können aber schon die Ueberschrift der Abhandlung nicht unangefochten lassen: „Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau.“ Warum lautet sie nicht überhaupt: über die Schrift? da doch die erste Seite schon zeigt, dafs in ihr auch von den andern Schriftarten die Rede ist, und der Schlufs der Abhandlung, welcher an geschichtlichen Beispielen den behaupteten Zusammenhang nachweisen soll, nur den Mangel der Schrift bei den Amerikanern bespricht. Was soll ferner das Und? Wird denn hier noch in anderer Beziehung von der Buchstaben-

schrift gesprochen, als die in ihrem Zusammenhange mit der Sprache liegt? Nein! denn wenn auch noch der Erfindung, Annahme und Bearbeitung des Alphabets gedacht wird, so geschieht dies eben nur mit Rücksicht auf dessen Zusammenhang mit dem Sprachbau, nicht dafs diese Gegenstände an sich betrachtet würden. Gegen die Unbestimmtheit des Wortes Zusammenhang dürfen wir aber nichts einwenden, da wir nur verlangen können, dafs sie im Laufe der Abhandlung gehoben werde.

Wer das nun wieder „chicaniren“ nennt, mag zusehen, wie er ohne dies Humboldt verstehen will. Mir scheint, dafs eine solche Unsicherheit in der Angabe des Themas, der Aufgabe, durch die Ueberschrift nicht ohne, und vielleicht nicht ohne tiefste Bedeutung sein kann. Wir machen weiter darauf aufmerksam, wie diese Ueberschrift ganz in derselben Form gebildet ist, wie die der Einleitung in die Kawi-Sprache: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes.“ Die Vergleichung beider muſs beiden Licht bringen. Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues — nicht über den Sprachbau; denn Humboldt konnte sich diesen gar nicht anders denken als in Verschiedenheit. Das hatte er freilich zuvor zu begründen, und darum muſste er der Bestimmung des Begriffs, des Wesens der Sprache an sich einen groſsen Abschnitt seines Werkes widmen, dem Zusammenhange der Sprache überhaupt mit dem Geiste überhaupt. Man hätte darum wohl erwarten können, dafs auch der Titel dies aussprechen und in umfassender Weise andeuten würde, dafs von dem Einflusse der Sprache auf den Geist gehandelt werden solle. Es liegt demnach in beiden Ueberschriften dasselbe Vorgreifen des Ziels, ein Verfahren, welches dadurch erklärlich wird, dafs Humboldt überhaupt seine bedeutsamsten Sätze weniger mit klarer Reflexion aussprach als unter dem unzergliederten Eindrucke, den die Gesammtwirkung, das Endergebniſs seiner Einzelforschungen auf ihn übte. Dieses war darum so mächtig drängend, weil der geniale Instinct dieses

Endergebniſs schon am Anfang vorausgegriffen, und dieses Interesse am Ziele die ganze Arbeit veranlaſst hatte. Die Erscheinung der Sprachverschiedenheit war es, die Humboldt zur Sprachwissenschaft getrieben hatte, und sie muſste sich auch in der Ueberschrift seines abschlieſsenden Werkes vordrängen. So lieſse sich wohl sagen, daſs hier, und noch deutlicher bei der Abhandlung über die Buchstabenschrift die Benennung a potiori genommen sei. Denn was Humboldt zeigen wollte, daſs wegen des Zusammenhanges der Schrift mit der Sprache die Buchstabenschrift allein allen Anforderungen der Schrift genüge, das wollte sich schon im Namen kund geben.

So scheint uns nun auch das Und erklärlich. Es dient dazu — doch dient ist nicht der treffende Ausdruck; denn nicht der Absicht sondern dem Drange des wissenschaftlichen Gefühls verdankt es seinen Platz — es wirkt, sollte ich sagen, daſs jene bedeutsamsten Begriffe, Sprachverschiedenheit und Buchstabenschrift, wie sie in Humboldt's Gefühl in vorherrschender Kraft lebten, so auch im Ausdrucke selbständig hervortreten, indem es ihnen eine absolute Stellung gibt. Das Und ist also mehr als ein bloſses „nämlich, und zwar“ — mit welcher Erklärung sich vielleicht mancher gern unsere Chicane erspart hätte —; seine volle Umschreibung wäre vielmehr die: über die Wichtigkeit der Buchstabenschrift, gefolgert aus dem Zusammenhange der Schrift mit der Sprache; und: über die Wichtigkeit der Sprachverschiedenheit, bewiesen aus ihrem Einflusse auf die Entwickelung des menschlichen Geistes.

Die Gleichheit der beiden Titel ist nicht vollständig; dies würde der Fall sein, wenn statt: „über die Verschiedenheit des Sprachbaues“ gesagt wäre, über die Flexion; denn nur diese stellt das Wesen der Sprache vollkommen dar, wie die Buchstabenschrift das der Schrift, was zu beweisen Humboldt's Bemühen war. Da aber der gewählte Titel der bessere ist, so sollte man vielmehr wünschen, Humboldt hätte der Abhandlung den Titel: über die Verschiedenheit der Schrift ge-

geben. Umgekehrt ist im Titel der Abhandlung der Ausdruck „Zusammenhang“ dem im Titel der Einleitung gewählten: „Einfluſs“ vorzuziehen, da nur jener Humboldt's wahren, tiefen Gedanken bezeichnet. Denn es ist gar nicht der einseitige Einfluſs der Sprache auf die geistige Entwicklung, was ihn beschäftigt; sondern „der wechselseitige Einfluſs des einen auf das andere“, wodurch er sogleich auf den tiefer liegenden Punkt gewiesen wurde, in welchem beide zusammenhängen. Die Betrachtung des einseitigen Einflusses statt des Zusammenhanges würde nur eine mangelhafte Anschauung der Sache gewähren. Diesen Fehler hat Humboldt in der Einleitung, seinem reifsten Werke, nicht begangen, wohl aber in unserer Abhandlung nicht genug vermieden.

Denn hier betrachtet Humboldt in der That viel mehr, als erlaubt zu sein scheint, die Schrift als eine selbständige Macht, welche nicht etwa schon an sich mit der Sprache zusammenhängt, mit ihr gegeben ist, sondern als eine ihr gegenüberstehende und aus eigenthümlichem Quell auf sie einfliessende Kraft. Und auch dies, diese der Schrift ertheilte Absolutheit spricht sich unbewuſst in dem besprochenen, nicht verbindenden, sondern trennenden „Und“ aus.

So liegt also in der Ueberschrift der Abhandlung schon ihr Fehler, der nur dadurch erzeugt ist, daſs Humboldt seinem eigenen Grundgedanken untreu geworden ist, und der sich so ausdrücken läſst, daſs er den Zusammenhang einer Erscheinung mit einer andern, der Schrift mit der Sprache, in einen Einfluſs verwandelte und zwar nicht, wie in der Einleitung rücksichtlich der Sprache und des Geistes geschehen ist, in einen wechselseitigen, wobei die primäre Natur des in Wahrheit primären Moments, dort des Geistes, hier der Sprache, festgehalten und dem secundären, dort der Sprache, hier der Schrift, nur eine passive, rückwirkende Kraft zuerkannt worden wäre, sondern in einen mehr einseitigen, wobei gerade das in Wahrheit secundäre Moment, die Schrift, eine active selbstthätige Wirkung erhielt, und das primäre, die Sprache, passiv angesehen wurde.

Unsere Kritik hat daher die Aufgabe, Humboldt's Grundgedanken unverrückt festzuhalten, und was sich ihm unter der Hand verschoben hat, wieder seinem eignen Principe gemäfs zurecht zu rücken. Vor allem jedoch ist dies Princip selbst genau anzusehen; denn es läfst sich nicht vorstellen, dafs Humboldt ihm in auffallender Weise hätte zuwider denken können, wenn ihm sein Princip klar und fest vor der Seele gestanden hätte. Dafs dies nicht der Fall war, läfst sich um so eher befürchten, als wir gezeigt haben (Classification S. 25—28.), dafs ihm auch in der Einleitung der Zusammenhang zwischen Sprache und Geist nicht so klar und bestimmt war, als ein sicherer Gang der Untersuchung erfordert hätte.

„Zusammenhang, Beziehung, Verhältnifs", diese Ausdrücke, welche in der Abhandlung über die Buchstabenschrift gebraucht werden, sind zu unbestimmt und werden durch die Attribute „engster, durchgängige, genaues" nicht bestimmter, weil diese nur quantitativer, nicht, wie nöthig wäre, qualitativer Art sind. Humboldt bemüht sich in der That viel zu wenig, die Art des Zusammenhanges von Schrift und Sprache darzulegen, und eilt vielmehr, diesen voraussetzend, sogleich zur Abwägung des Einflusses der Schrift auf die Sprache und vermittelst dieser auf den Geist, ohne auch nur diesen, in Wahrheit doch nur rückwirkenden Einfluſs von dem primären der Sprache auf die Schrift übersichtlich zu scheiden. Diese für die ganze Abhandlung nachtheilige Unterlassung kann ich mir nur durch eine ungünstige Stimmung erklären: — bei Humboldt's systemlosen, immer frei schöpferischen Denken ist die Stimmung natürlich von gröfstem Einflusse (Classification S. 22.) — da in der kurzen Einleitung zu seiner Arbeit über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache trefflich der Einfluſs dieser auf jene und jener auf diese geschieden und wohl erkannt wird; wie, während letzterer, der der Schrift auf die Sprache, in der Zeit der niedergeschriebenen Literatur offenbar wird, ersterer, der der Sprache auf die Schrift, „in Zeiten zurückführt, in welchen von schon erfundener Schrift noch gar nicht die Rede ist", d. h. in die Zeit des Werdens der Sprache

oder in die zeitlose, innerste Natur, in das Princip der Sprache. Nämlich, so bestimmt hier Humboldt den tiefern Zusammenhang beider (S. 7): „es kann schwerlich geläugnet werden, dafs die Eigenthümlicheit der Sprachen in Vorzügen oder Mängeln gröfstentheils von dem Grade der Sprachanlagen der Nationen und den fördernden oder hindernden Umständen, die auf sie einwirken, abhängt.... Dies ist nun auch für die Schrift nicht gleichgültig. Denn da diese sich am meisten der Vollkommenheit nähert, wenn sie die Wörter und ihre Folge in eben der Ordnung und Bestimmtheit wiedergibt, in welcher sie gesprochen werden, so mufs der Sinn einer Nation in dem Grade mehr auf sie gerichtet sein, in dem es ihr darauf ankommt, nicht blofs, wie es immer sei, den Gedanken auszudrücken, sondern dies auf eine Weise zu thun, in welcher die Form sich, neben dem Inhalt, Geltung verschafft. Mit diesem Sinn versehen wird ein Volk, wenn man auch nicht von der in undurchdringliches Dunkel gehüllten Erfindung reden will, die ihm dargebotene eifriger ergreifen, zweckmäfsiger für die Sprachen benutzen, auf den Gebrauch solcher Schriftarten, die der Ideenentwicklung wenig förderlich sind, nicht gerathen, ihre Spur nicht verfolgen, oder sie zu einer vollkommnern umformen. Die Wirkung des Geistes wird also gleichartig sein auf Sprache und Schrift, sie wird auf die Erlangung und Wahl der letztern Einfluſs haben, und vollkommnere Sprachen werden von vollkommnerer Schrift, und umgekehrt, begleitet sein.“ Von diesem „innern in der Anlage des spracherfindenden Geistes gegründeten Zusammenhange der Sprache und Schrift“ will Humboldt vorzüglich reden.

Hiermit hat Humboldt den eigentlichen Mittelpunkt der Sache in seiner Tiefe getroffen. Freilich läfst diese Darlegung noch Zweifel über ihren Sinn zu. Denn wir fragen, was heifst das: „die Wirkung des Geistes auf Sprache und Schrift ist gleichartig“? Soll hiermit gesagt sein, dafs beide dem Geiste gegenüber in völlig gleicher Unterordnung stehen, oder ist das Verhältnifs der Schrift zum Geiste doch ein anderes,

wenn auch gleichartiges, verglichen mit dem der Sprache zum Geiste? Oder wenn überhaupt die Schrift gar nicht unmittelbar zum Geiste in Beziehung steht, sondern nur erst durch die Sprache, so fragen wir, verhält sich die Schrift zur Sprache ganz ebenso wie diese zum Geiste, oder sind beide Verhältnisse verschiedener, wenn auch ähnlicher, gleichartiger Natur? Eine bestimmte Antwort auf diese Frage würde eine sehr deutliche Anschauung von der Identität der hier genannten Momente voraussetzen, wie sie sich in Humboldt's Werken nicht findet. Nur scheint unläugbar, dafs Humboldt beide Verhältnisse als volle Einheit und Selbheit gefafst hatte, so dafs Sprachsinn und Schriftsinn eines Volkes ein und dasselbe sind. Nur so konnte er von Schrift vor der Erfindung der Schrift reden. Diese Einheit, aus seiner Gesammtanschauung fliefsend, spricht sich gelegentlich ganz unzweideutig aus, z. B. in Folgendem: „Wo vermöge der Schärfe des Sprachsinnes in einem Volke die Sprache in ihrer echten geistigen und tönenden Eigenthümlichkeit empfunden wird, da wird dasselbe angeregt, bis zu ihren Elementen, den Grundlauten, vorzudringen, dieselben zu unterscheiden und zu bezeichnen, oder mit andern Worten, Buchstabenschrift zu erfinden, oder sich darbietende begierig zu ergreifen“ (Bchstbschr. S. 176.). Daher konnte er auch weiter behaupten, dafs die Schrift nur der letzte, durch das Wesen und die Richtung der Sprachthätigkeit nothwendig geforderte Schritt der sprachschöpferischen Kraft selbst des Menschen ist, so dafs ihm ohne Schrift die Sprache nicht zur vollen Entwickelung gelangt zu sein scheint. So wird ihm die Schrift zu einem Mafsstabe für die Vollkommenheit der Sprache. Denn „Richtigkeit der intellectuellen Ansicht der Sprache, von Lebendigkeit und Feinheit zeigende Bearbeitung ihrer Laute, und Buchstabenschrift erheischen und befördern sich gegenseitig und vollenden vereint die Auffassung und Bildung der Sprache in ihrer echten Eigenthümlichkeit“ (S. 177.).

„Nur“, bemerkt Humboldt, „geht es mit der Schrift wie überall in der Weltgeschichte: die reine und natürliche Wirk-

samkeit der schaffenden Kräfte nach ihrer innern Natur wird durch äufsere, zufällig scheinende Begebenheiten unterbrochen und verändert. Die Einführung einer unvollkommnen Schriftart kann eine vollkommnere Sprache, die einer vollkommnern eine unvollkommnere treffen; obgleich ich am Erstern beinahe zweifeln möchte, da der richtige und kräftige Sprachsinn einer Nation eine mangelhafte Schrift vermuthlich zurückstofsen würde. Indefs darf, dieser Unterbrechung ungeachtet, die Betrachtung des reinen Wirkens der Dinge nicht aus den Augen gelassen werden; jede geschichtliche Untersuchung kann vielmehr nur gelingen, wenn sie von dieser Grundlage ausgeht" (Zush. d. Schr. S. 7). „Die Entwickelung aus Begriffen mufs die Prüfung der Thatsachen begleiten, und ihr die Punkte der Untersuchung bestimmen helfen. Nach dem im Vorigen über den Zusammenhang des Sprachbaues mit der Buchstabenschrift Gesagten werden erschöpfende Untersuchungen über die Verbreitung der letztern nicht von der Geschichte der Sprachen selbst getrennt werden dürfen, und es wird überall auf die Frage ankommen: ob es die Beschaffenheit der Sprache, und die sich in ihr ausdrückende Sprachanlage der Nation oder andere Umstände waren, welche wesentlich auf die Art der Erfindung oder Aneignung eines Alphabets einwirkten? inwiefern diese Entstehungsweise die Beschaffenheit derselben bestimmte oder veränderte, und welche Spuren es bei allgemein gewordenem Gebrauch in der Sprache zurückliefs?" (S. 177.)

Ueber die Genialität dieser begrifflichen Erörterung wie der daran geknüpften Frage brauchen wir kein Wort zu verlieren. Aber ist wohl jene genügend zur Beantwortung dieser? Ist diese auch nur durch jene vorbereitet, ihre Möglichkeit begründet? Nein! Wenn bei der Prüfung einer Schrift auch noch andere Umstände, als die Sprachanlage und was überhaupt in dem eigenen Wesen der Schrift liegt, in Betracht kommen soll, so müfste zuvor begrifflich bestimmt sein, ob wohl überhaupt solche äufserlichen Einflüsse, welche wesentlich auf die Schrift sollen einwirken können, denkbar,

und wenn dies, in wie weit wohl annehmbar sein mögen. Nach Humboldt's begrifflicher Entwickelung des Zusammenhanges der Schrift nicht mit der Sprache, sondern mit der Sprachanlage der Nation, wäre folgerecht anzunehmen, dafs Schrift und Sprache in ihrer Ausbildung gleichen Schritt halten. Der indoeuropäische Stamm z. B. müfste mindestens von dem Augenblicke an, wo seine Sprache ihr specifisch flectirendes Princip annahm, auch die Schriftbildung begonnen, und mindestens als dies Princip in einer genügenden Fülle von Formen verwirklicht war, auch ein vollkommen seinen Sprachlauten anpassendes Alphabet erhalten haben. Kurz die Verwirklichung seiner eigenthümlichen Sprachanlage mufste auch zugleich die Schöpfung eines Alphabets sein. Nun nennt das nur immerhin wieder Chicane; aber besser thätet ihr, ihr suchtet mich zu widerlegen. Oder ist euch nicht bekannt, dafs Lepsius, sei es durch eigenes Denken, wie es in der That scheint, oder durch obige Sätze Humboldt's angeregt, eine Ansicht ausgesprochen hat, die der hier aus Humboldt gefolgerten sehr nahe kommt oder mit ihr zusammenfällt? Aus der Geschichte des semitischen Alphabets folgert er, dafs seine Anordnung nicht nur nach einem organischen Principe entstanden sei, sondern auch „genau und vom ersten Buchstaben an mit der historischen Entwicklung des Sprachorganismus übereinstimmt", woraus er weiter schliefst, dafs es „sich nur allmählich und zugleich mit der Sprache selbst so gebildet haben kann, wie wir es vorfinden" (Zwei sprachvergleichende Abhandlungen S. 17. 39.). So lange ihr nicht zeigt, dafs eine solche Ansicht sich mit Humboldt's Entwickelung nicht vertrage oder auch nur nicht nothwendig aus ihr sich ergebe, werde ich behaupten, dafs Humboldts einlenkende Rücksichtnahme auf äufsere Einflüsse blofs aus seiner Reflexion stamme, die wieder nicht die Kraft hat, die geniale Anschauung durchzuführen, wie unter ganz ähnlichem Verhältnifs die Reflexion auch rücksichtlich der Sprachbildung sich auf äufsere Umstände und eine nicht in der Sprache selbst liegende Schranke beruft, durch welche diese in ihrem Schaffen dennoch bedingt

werde (Einleitung S. CCCXLV.). Ich würde aber auch hier wieder mit Humboldt's genialer Praxis antworten (das. S. CXI): „Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel läfst sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen." Also mufs die Schuld, wie dort in der Sprachanlage, so hier im Wesen der Schrift liegen; es sei denn dafs gezeigt wäre, dafs solche Hindernisse oder eine mangelhafte Kraft zum Wesen der Schrift gehöre.

Humboldt hat die Consequenz viel mehr geliebt, als man glaubt, und hat, um sie in unserm Falle zu retten und doch der Thatsache, dafs die geistvollsten Völker mit den reinsten Sprachen keine Schrift selbständig gebildet haben, gebührende Rücksicht zu schenken, eine Scheidung zwischen innerm und äufserm Alphabet gemacht, deren Berechtigung und Wesen näher zu betrachten ist. Er sagt nämlich (Bchstschr. S. 174.): „Bei der Würdigung des Einflusses der Buchstabenschrift auf die Sprache ist vorzüglich das zu beachten, dafs auch in ihr eigentlich zweierlei liegt, die Sonderung der articulirten Laute und ihre äufseren Zeichen". „Wo auch noch ohne den Besitz alphabetischer Zeichen durch die hervorstechende Sprachanlage eines Volks jene innere Wahrnehmung des articulirten Lauts (gleichsam der geistige Theil des Alphabets) vorbereitet und entstanden ist, da genieſst dasselbe, schon vor der Entstehung der Buchstabenschrift, eines Theils ihrer Vorzüge." So sei es z. B. bei den Griechen gewesen, wie der Rhythmus ihrer alten aus der vor-schriftlichen Zeit stammenden Verse beweist. „Das reine und volle Hervorbringen der Laute, die Sonderung der einzelnen, die sorgfältige Beachtung ihrer eigenthümlichen Verschiedenheit kann da nicht entbehrt werden, wo ihr gegenseitiges Verhältnifs die Regel ihrer Zusammenreihung bildet." Das ist gewifs nicht blofs richtig; sondern es liegt hierin abermals ein genialer Blick Humboldt's, aus dem Zusammenhange der Schrift mit den Sprachanlagen folgend, und von derselben Bedeutung für die Erforschung der Schriften, wie seine Erkennung der innern Sprachform für die Betrachtung der Sprachen. Wir fragen aber jetzt nur um so

mehr, warum mufsten oder wie konnten solche Völker so lange ohne Schrift bleiben und erst warten, bis man sie ihnen von aufsen bringen würde, um sie dann allerdings nicht blofs passiv aufzunehmen, sondern der Natur ihrer Sprache gemäfs umzugestalten? Warum ist nicht auch bei ihnen geschehen, was wie Lepsius behauptet, bei den Semiten geschehen ist? Humboldt legt fast das ganze Gewicht auf das innere Alphabet, seinen geistigen Theil, und wie ohne diesen die Annahme der Lautbezeichnung nicht den vortheilhaften Einfluſs auf die Sprache zu üben vermag, so könne schon dieser allein ohne äufsere Schrift wohlthätig auf die Sprache wirken. Nun meint er aber, dafs die bei wenigen, vorzüglich glücklich organisirten Völkern schon vor dem Gebrauche einer Schrift gefundene hohe Vortrefflichkeit in der rhythmischen Behandlung der Sprache „unläugbar durch das Hinzukommen des Alphabets gewinnen mufste; und vor dieser Epoche zeugt sie selbst schon von einem solchen Gefühl der Natur der einzelnen Sprachlaute, dafs eigentlich nur das Zeichen dafür noch mangelt, wie auch in anderen Bestrebungen der Mensch oft erst von der Hand des Zufalls den sinnlichen Ausdruck für dasjenige erwarten mufs, was er geistig längst in sich trägt.“

Lepsius kann sich demnach nicht auf Humboldt berufen. Wie hätte dieser nach Obigem der Schrift, insofern sie mehr ist als die blofs innere, den äufsern Schriftzeichen, ein organisches, d. h. naturwüchsiges, reflexionsloses, durch unbewufst und mit Nothwendigkeit wirkende Kräfte gebildetes, Werden zugestehen können! Für wen sollen wir uns aber entscheiden?

Mit dem allgemeinen metaphysischen Satze, dafs Inneres und Aeufseres relative Begriffe sind, von denen keiner ohne den andern weder wirklich sein noch gedacht werden kann, reichen wir nicht aus, da die Anwendung desselben auf den besondern vorliegenden Fall erst begründet und besonders bestimmt sein will. Wir fragen also, ist rücksichtlich der Schrift das Verhältnifs zwischen dem Innern und Aeufsern, wie Lepsius will, so eng und unmittelbar, dafs jenes sich zu diesem, einem

organischen Triebe gleich verhält, der von dem organischen Stoffe unzertrennbar, ihn schaffend und lediglich in ihm wirkend, mit ihm entstehend und wachsend, an sich eine reine Abstraction der Lebendigkeit von dem todt gedachten Stoffe ist? einer Kraft gleich, die mühelos in ihrem Sein wirkt, oder wirkt, indem sie nur eben ist, deren Sein und Wirken sich deckt? Oder ist ihr Verhältnifs vielmehr, wie Humboldt annimmt, so lose, dafs das Innere vorhanden sein und sein Aeufseres vom Zufall erhalten sein kann?

Keins von beiden! Gegen Humboldt's Dualismus ist in der That festzuhalten, dafs das Innere, sowie es wirklich ist, unfehlbar, dem Triebe gleich, äufserlich sich verwirklichen mufs; gegen Lepsius aber — wir lassen hier das semitische Alphabet, worauf er sich als Thatsache stützt, unberücksichtigt; denn Thatsachen beweisen nichts, weil es gar keine gibt, weil das, was man so nennt, allemal schon das Erzeugnifs eines objectiv Gegebenen und der subjectiven Auffassung ist, diese aber vor allem den begrifflichen Beweis ihrer Berechtigung fordert — gegen Lepsius also spricht, dafs das innere Lautgefühl, auch als kräftigster Trieb gedacht, seine volle Befriedigung in sich selbst findet, d. h. in der Reinheit und scharfen Lautsonderung der Aussprache. Die Finnen z. B. haben, wie kaum ein anderes Volk, das feinste Gefühl für Lautunterschiede; denn nicht blofs haben sie regelmäfsigen Rhythmus des Verses; sondern die Verschiedenheit der Vocale und die Abstufung der Consonanten nach Härte und Hauch ist in ihre grammatische Flexion als wesentliches Moment eingedrungen; hierin aber lag kein Trieb zur Schrifterfindung; sondern es bewirkte nur, dafs das finnische Volk, wie Humboldt sagen würde, „schon vor dem Empfang der Buchstabenschrift eines Theils ihrer Vorzüge genofs.“

Mögen beide das Verhältnifs der Schrift zum Sprachtriebe der Völker als noch so nothwendig fassen, sie haben nicht gezeigt, warum dieser nicht in seiner Aeufserung durch die Laut-

sprache seine Befriedigung findet, sondern noch weiter zur Schrift drängt. Sie haben beide darin gefehlt, nicht bewiesen zu haben, dafs das innere, sprachliche Gefühl der Lautsonderung sich zur Schrift in dem unmittelbaren Verhältnisse eines Innern zum Aeufsern befindet. Gegen die Annahme dieser Unmittelbarkeit spricht aber die einfache Ueberlegung, dafs Alles, was in der Sprachanlage einer Nation liegt, in ihrer gesprochenen Sprache seine vollkommen genügende Aeufserung finden mufs, dafs also ein feines Articulationsgefühl in der scharf gesonderten Aussprache der Laute aufgehen mufs; es kann kein Ueberschufs bleiben für eine ganz verschiedene Thätigkeit, die Schrift. Hiermit stimmt das Beispiel der Völker überein, welche mit dem schärfsten Lautgefühl ohne Schrift waren. Es mufs also zum innern Gefühl der Laute, als etwas von ihm verschiedenes und ganz unabhängiges, noch ein Drang zur Schrift hinzukommen. Dieser erst ist der wahre Quellpunkt der Schrift. Er kann allerdings durch äufsere, nur nicht — abgesehen von blofser Uebertragung der Schrift — zufällige Verhältnisse geweckt werden — gegen Lepsius —; er ist aber — gegen Humboldt — wenn das innere Lautgefühl ein inneres, ideelles Alphabet werden soll, ihm selbst ganz unerläfslich und eine erst zu ihm hinzutretende Macht. Die Betrachtung dieses ganz eigenthümlichen Dranges zur Schrift unterlassen zu haben, macht die Inconsequenz Humboldt's, wie die Consequenz von Lepsius ungerechtfertigt. Die Natur dieses Dranges nach seiner Entwickelung und Verwirklichung soll Gegenstand der folgenden Untersuchung sein.

Wir haben oben schon Humboldt's Abhandlung über die Buchstabenschrift mit seiner Einleitung in die Kawi-Sprache zusammengestellt und in beiden denselben oder sich entsprechenden Grundgedanken gefunden. Wir können jetzt hinzufügen, dafs, wie in der Einleitung die Auffindung der innern Sprachform, dieses nie genug zu rühmende Verdienst, für seine theoretische Betrachtung dadurch fruchtlos wird, dafs er ihr Verhältnifs zur Denkform nicht hinlänglich bestimmt oder gar

wieder innere Sprachform und Denkform zusammenfallen läfst, so hier das innere Alphabet zwar gefunden, aber doch wieder mit dem innern sprachlichen Lautgefühl vermischt wird.

Wir halten also wohl das nothwendige Verhältnifs der Schrift zur Sprache fest und behaupten ebenfalls, dafs der Bildung oder auch nur — wenigstens wenn sie fruchtbar auf die Sprache einwirken soll — Aufnahme einer Buchstabenschrift das Gefühl der gesonderten Laute vorangehen mufs, ein Gefühl, welches zur Sprachanlage der Nation selbst gehört und insofern wie die Sprache selbst organisch heifsen kann; wir vermeiden aber die Folgerung, welche sich daraus für die unmittelbare Entstehung der Schrift ergäbe, indem wir für die Bildung der Schrift dieses organische instinctive Lautgefühl nicht als hinlänglich anerkennen, sondern dazu noch die Erhebung dieses Gefühls in das Bewufstsein, in die Wahrnehmung fordern. Nicht die instinctiv sprachliche, sondern die wahrgenommene Lautsonderung bildet das innere Alphabet und ist der Trieb der Schrift. Diese Wahrnehmung der Laute steht zur äufsern Schrift in jener unmittelbaren Beziehung eines Innern zum Aeufsern, entsteht und wächst mit ihr in gleichem Verhältnifs.

Wenn wir das eigentliche Merkmal des Geistes, in seinem Gegensatze zur Natur, in der Freiheit finden; wenn wir die Hoheit der Sprachwissenschaft, die wir mit Humboldt bekennen, darin sehen, dafs sie, der Ethik die festeste Grundlage bereitend, durch das Eindringen in das Wesen der Sprache, des Erzeugnisses instinctiver, natürlicher Freiheit, zeigt, dafs der Mensch von natürlicher Seite her zur Freiheit bestimmt ist: so soll doch damit keinesweges gesagt sein, dafs nicht auch der Geist in seiner Entwicklung, in seinen Schöpfungen an Gesetze gebunden sei. So frei oder zufällig ist ja keine einzige bedeutungsvolle Erfindung gemacht, dafs sie nicht noch in den wesentlichen Umrissen des Ganges ihrer Bildung die Natur eines mit Nothwendigkeit sich entwickelnden Werdens

bekundete. Diese Voraussetzung einer gesetzlichen Wirkungsweise des Geistes ist für die Psychologie unerläfslich; sie wird aber erst durch die Ausführung dieser begründet.

Wir beabsichtigen nun hier, indem wir die Schriftbildung als eine geistige That des Menschengeschlechts zu erforschen, den Fortschritt in der Wahrnehmung und Bezeichnung des Sprachlautes darzulegen unternehmen, einen Punkt aus der Völker- oder historischen Psychologie*) zu erörtern. — Je heller die Freiheit, desto dunkler freilich die Gesetze; und die Schrift bietet sich zunächst wenigstens so sehr als das Werk eines bewufstvollen, zergliedernden, Mittel ersinnenden, erfinderischen Geistes dar, dafs es scheint, als wagten wir uns hier in das Gebiet, wo der Geist schon mehr in Willkür schaltet, als dafs seine gesetzliche Gebundenheit noch erkennbar wäre. Wenn wir auch festhalten, dafs der ursprünglichste Grund zur Schrift in der Sprachanlage des Volkes liegt, so haben wir nach der obigen Erörterung doch mehr darauf zu achten, wie der besondere Drang der Schrift sich gestaltet; und ist dieser auch nichts Aeufserliches, Zufälliges, sondern liegt er im Inhalte und in der Entwicklungsstufe des Geistes selbst, so ist diese Stufe, auf welcher er wirklich wird, doch eben nicht die erste. Wie es scheint, mufste ein Volk, welches Schrift bilden konnte, abgesehen davon, dafs seine Sprache schon ihren bestimmten Stamm-, Familien- oder noch engern Typus tragen mufste, nicht blofs ein gewisses Zusammenleben nur überhaupt kennen, nicht blofs gewisse religiöse Vorstellungen besitzen, sondern auch schon über das Unentbehrliche des menschlichen Lebens hinausgehende, selbstgeschaffene, bewufste Bedürfnisse haben, mufste also schon auf den ersten Stufen der Civilisation stehen, staatliche Einrichtungen, eine gegliederte Gesellschaft, eine Gesetzgebung kennen. Es mufste Thaten vollbracht haben im Reiche des Ge-

*) Ueber diese neue Disciplin der Völker-Psychologie kann ich nur verweisen auf einen im Deutschen Museum 1851 abgedruckten Aufsatz meines Freundes Lazarus, wünschend und hoffend, dafs es ihm bald gelinge, jene durch eine den gegenwärtigen Verhältnissen gemäfse Lösung der dort gestellten Aufgabe sicher zu begründen.

dankens und der Wirklichkeit und vom Streben ergriffen sein, die Hinfälligkeit des Menschen und seines Werkes durch Verehrung seines Andenkens zu überwinden. Wie viele Völker sind von der Erde geschwunden, wie viele Völker gibt es noch heute, welche diese Vorbedingungen zur Schriftbildung nicht erreicht haben! Diese Bedingungen sind aber unerläßlich; denn man konnte nicht schreiben wollen, bevor der Aufzeichnung Werthes geschehen war. Man wolle nur ja nicht die Schrift von Bedürfnissen des Verkehrs ableiten; nicht Krämer haben sie gebildet, sondern Priester und Könige.

Wie nun ferner der Schrift so manches vorausgehen mußte, so war bei ihrer Bildung selbst jeder Schritt nur durch absichtliches Sinnen auf Mittel und Wege zu ermöglichen. Es liegt in der That eine gewisse Erkenntniß in der Schrift und außerdem noch eine andere von jener verschiedene Seite, nämlich die Versinnlichung der Erkenntniß durch äußerliche, sichtbare Zeichen. Es kommt hinzu, daß der Gegenstand, auf den das Sinnen gerichtet war, die Sprache ist, also etwas Innerliches, das selbst in seiner äußern Erscheinung, raumlos, ein schnell dahin fliegendes Sein in der Zeit hat, also dem Nachdenken so geringen Angriffspunkt bot; — ein Wesen, dessen Elemente, die Laute, so in einander verfließen, daß die Scheidung derselben nur durch die sorgfältigste und geübteste Beobachtung zu vollziehen war.

Es ist uns hier nicht darauf angekommen, zu zeigen, wie schwer die Schrifterfindung gewesen sein müsse, und daß sie darum nur in langer Zeit habe zu Stande kommen können; sondern nur das wollten wir uns vorhalten, daß sie ein bis zu einem gewissen Grade schon entwickeltes Bewußtsein, Erwägungsfähigkeit vorauszusetzen, und also zu wenig an psychologische Gesetze gebunden zu sein scheine, nicht nur um ein organisches Produkt genannt werden zu dürfen, sondern auch nur um einen allgemeinen Gang derselben als aus der Natur des menschlichen Geistes und der Sache mit einer gewissen Nothwendigkeit sich ergebend zeichnen zu können.

Andererseits aber zeigt der Umstand, daß die Schrift

aus einer jenseits aller Geschichte liegenden Zeit stamme; daſs keine zuverlässigen Berichte über ihre Entstehung und Fortbildung vorliegen, ihr Ursprung vielmehr in das Dunkel der Sage gehüllt ist; daſs wir sie bloſs fertig kennen und ihr Werden, wie das erste Werden einer Naturgattung, des Menschengeschlechts, der Völkergruppirung, der Sprache, der Religion, nur aus den vorliegenden Thatsachen rückwärts zu erschlieſsen vermögen: alles dies zeigt an, daſs auch die Schriftbildung als eine Urthat des menschlichen Geistes, als etwas zum Wesen, zur Substanz des Geistes unmittelbar Gehörendes, daher aber auch als mit einer gewissen Nothwendigkeit auftretend und sich bildend anzusehen sei. Ist auch die Schrift eine Erkenntniſs und keine instinctive, so kann sie doch nicht von einer schon bestehenden Cultur und Civilisation erfunden sein, der sie ja vielmehr vorangehen muſs; sie muſs eine Erkenntniſs ganz eigenthümlicher Art sein.

In Wahrheit, wie die Schrift ihrem unzeitlichen Begriffe nach die unerläſsliche Ergänzung des fliegenden Wortes ist, so ist sie es auch in der zeitlichen Entwicklung des Menschengeschlechts; und wenn das Werden der Sprache so sehr mit dem des Geistes selbig ist, daſs weder dieser vor jener noch umgekehrt jene vor diesem ist, wenn vielmehr das Werden der Sprache und das des Geistes durchaus Eins ist: so fällt die Entstehung der Civilisation und Cultur so vollständig mit der Schriftbildung zusammen, daſs vor dieser jene nicht vorhanden sein konnten, und diese selbst als das erste Hervorbrechen jener, als ihre erste Grundlage gelten muſs. Die Schriftbildung zeigt uns das nothwendige Werden der Civilisation und Cultur, nach welcher diese erst ihren freiern Lauf nehmen können. So liegt hier eine ganz ähnliche Schwierigkeit vor, wie bei dem Begreifen der Sprachschöpfung. Wie diese den Geist voraussetzt, der doch wieder vor der Sprache undenkbar ist: so kann man die Schrift nicht ohne Civilisation und Cultur und diese nicht vor der Schrift da sein lassen, muſs diese aus jener und jene aus dieser erklären. Die Kreisbewegung, in welcher man bei der Betrachtung der Entstehung der Sprache

immer von dem einen Moment zum andern als dem schöpferischen, erzeugenden Vorgänger hingewiesen wird, wiederholt sich uns hier und ist auch hier nur dadurch zu bannen, daſs man das eine in das andere setzt, die Entstehung des einen im andern erkennt, das Werden beider in Eins fallen läſst.

Was wir oben als Vorbedingung der Schriftbildung erwähnten, muſs also nach der soeben gegebenen Darlegung die Beschränkung erfahren und darf in Wahrheit nur den Sinn haben, daſs der geistige Zustand eines Volkes, welches jene That eben zu vollziehen hatte, wenn auch noch kein wirklich civilisirter und cultivirter, allerdings doch ein ganz anderer gewesen sein muſste, als der der wilden Völker, die nie zu einer wirklichen Schrift, also nie zur Cultur gelangt sind: ganz wie im ähnlichen Falle der Zustand des Wesens, welches Sprache schaffen sollte, noch kein wirklich menschlicher, aber darum doch auch kein thierischer sein konnte. Wenn wir an einem andern Orte (vergl. unsern Aufsatz: Ueber die Sprache der Taubstummen, Deutsches Museum 1851. S. 908. ff.) den Unterschied zwischen dem vorsprachlich gedachten menschlichen und dem thierischen Zustande darzulegen suchten, so könnte man hier erwarten, wir sollten den Zustand der cultivirten Völker vor der Schrift mit dem der Wilden vergleichen. Wir wüſsten aber nichts weiter zu sagen, als daſs jene weit besser organisirt, geistiger sind, wie sie auch eine höhere Sprache, höhere religiöse Anschauungen u. s. w. haben. Nur kann weniger aus diesen Schöpfungen des Geistes die darauf folgende Schriftbildung erklärt werden; sondern immer zum geistigen Urquell des Volkes zurückgehend, haben wir die höhere Vortrefflichkeit derjenigen Ausflüsse, welche sich im Wesentlichen, aber unvollkommener auch bei Wilden finden, wie das Vorhandensein anderer höchst bedeutsamer, welche bei Wilden gar nicht sind, nur aus dem Vorzuge jenes Urquells zu erklären; und wenn auch diese verschiedenen Ausflüsse nicht gleichgültig neben einander laufen, doch vorzüglich jedem seinen besondern Quellpunkt anzuweisen und in

seinem selbständigen Laufe zu verfolgen. Wie die Sprache das Heraustreten aus thierischem Zustande in menschlichen ist, so die Schrift der Uebergang aus menschlicher Wildheit in Civilisation. Dieser, wie er in der Schriftbildung vorliegt, ist eine mit Nothwendigkeit erfolgende Bewegung, die auf ihrem eigenen Boden vor sich geht und aus sich selbst zu erklären ist. Da wir übrigens nicht unterlassen dürfen, die Anfänge zur Schrift bei den Wilden zu betrachten und dieselben Anfänge als erste Keime zur Schrift bei den Völkern, welche wirklich Schrift erhalten haben, wiederfinden, so werden wir in der Vergleichung dieser Anfänge den Unterschied zwischen wilden und, zwar noch nicht civilisirten, aber zur Civilisation bestimmten Völkern, darzulegen Veranlassung haben.

Die folgende geschichtlich-psychologische Untersuchung wird, hoffen wir, diese allgemeine Betrachtung eben so sehr bestätigen, als sie durch dieselbe ihre wahre Bedeutung erhält. Wenn wir nämlich den Gang der Schrifterfindung bei mehreren, vorzüglich aber zwei Völkern untersuchen, bei Chinesen und Aegyptern, die durchaus in keiner geschichtlichen Verbindung standen; wenn wir bei beiden auf Thatsachen stofsen, die ganz auffallend scheinen, aber neben und trotz aller Verschiedenheit beider Schriftarten eine in Verwunderung setzende Gleichheit zeigen: so wird man hieraus die genügende Bestätigung entnehmen, dafs die Schriftbildung nach gewissen Gesetzen des menschlichen Geistes, die den Völkern als Menschen inwohnen mufsten, vor sich gegangen sei, wie wir oben aus allgemeinen Gründen annahmen; und dafs sie nicht sowohl das Werk eines künstelnden Grübelns ist, wodurch nie eine grofse weltgeschichtliche That hervorgebracht ist, am wenigsten eine Urthat, wie die Schriftbildung, als sie vielmehr eine nothwendige und sehr charakteristische Stufe in der Entwicklung des menschlichen Geistes bezeichnet.

Hierdurch wird nun aber gar nicht erfordert, dafs ihr Gang ein durchaus einfacher habe sein müssen; die natürliche Entwickelung schliefst mannigfache Verknüpfungen viel weni-

ger aus als ein: zumal da das, was wir heute einfach nennen für den Geist in seinem ursprünglichen Zustande oft das geradezu Unmögliche ist, wie für uns heute unmöglich, was einst nothwendig.

Ob man die Schrift eine Erfindung nennen solle oder könne, darüber mögen wir nicht streiten, wenn man nur festhalten will, dafs sie nicht eine Erfindung wie das Feuergewehr und die Dampfmaschine ist. Ihr Werden ist freilich eben so wenig in der Weise organisch und nothwendig wie das der Sprache; das Bewufstsein aber hat ja verschiedene Stufen der Klarheit und überall sind Uebergangspunkte, die immer die anziehendsten Erscheinungen darbieten. Die Schriftbildung ist ein solcher. Sie geht gar nicht mehr auf dem Boden des Instinkts vor sich, sondern ist das eigentliche Losreifsen und Erheben von demselben.

Vor allem haben wir noch den Begriff und die Factoren der Schrift näher zu bestimmen. Um eine Definition zu geben, die allerdings in Wahrheit nur in der ganzen folgenden Entwickelung liegen kann, würden wir sagen, Schrift sei die Uebertragung der Sprache*) aus dem Reiche des Ohrs in das des Auges; oder Andeutung der Rede durch sichtbare Zeichen; oder am allgemeinsten: theoretische Mittheilung durch den Gesichtssinn. Man wird diese Definitionen, die auch gar nicht neu sein sollen, zu eng und zu weit finden; es kann uns wenig an ihnen liegen. Sie sollen nur zur Anknüpfung des Folgenden dienen. Wie man sie nämlich auch geben mag, immer wird man in der Schrift drei Factoren unterscheiden, parallel denen, die auch in der Sprache und der künstlerischen Darstellung liegen, nämlich: die Rede oder das Mitzutheilende,

*) Humboldt (Zsh. d. Schrift S. 5.): Da „auch da, wo die Schrift Gedanken bezeichnet (nicht eigentlich Laute) ihr in dem Sinne dessen, von dem sie ausgeht, doch immer einigermafsen bestimmte Worte in einigermafsen bestimmter Folge zum Grunde liegen", so „ist Schrift ursprünglich immer Bezeichnung der Sprache, nur nicht immer für den Entziffernden, der ihr oft eine andere Sprache (man denke nur an die Zahlzeichen) oder andere Worte derselben unterlegen kann, und nicht immer in gleichem Grade der Bestimmtheit von Seiten des Schreibenden." In der andern Definition, die wir gaben, haben wir doch den Ausdruck Rede vorgezogen, weil er sowohl den Inhalt als die sprachliche Darstellung bezeichnet, also unbestimmter ist.

ferner das sichtbare Zeichen oder die äufsere Form der Schrift, und die innere Schriftform oder die Weise, nach welcher die Rede als etwas äufserlich zu Bezeichnendes aufgefafst wird. Wie für die Erforschung der Sprache weder der Gedankeninhalt, noch der äufsere Laut, so ist auch für die Schrift weder der darzustellende Inhalt, noch das äufsere Zeichen das wahrhaft Wesentliche; sondern wie dort die innere Sprachform, so hier die innere Schriftform. Wir haben aber auch hier festzuhalten, was als Axiom für die Erforschung jedes Innern feststehen mufs, dafs in diesem nur sein kann, was in einer äufserlichen Form ausgeprägt ist.

Hieraus folgt allerdings gegen Humboldt, dafs weder die Griechen noch sonst ein Volk das innere Alphabet besafsen, bevor sie das äufsere hatten, eben weil sie dieses noch nicht hatten. Lautgefühl ist noch nicht Lautwahrnehmung; sondern diese ist das in das Bewufstsein erhobene Gefühl. Wir wiederholen, Schrift ist eine zergliedernde Erkenntnifs, die aber so lange noch nicht dasein kann, als das äufsere Zeichen für dieselbe fehlt.

Was werden wir aber Humboldt entgegnen, wenn er uns auf Homer und wo sonst noch Rhythmus vor der Schrift sich findet, verweist? Dafs auch hier nur Gefühl der Lautverhältnisse, nicht bewufste Wahrnehmung vorhanden ist. Etwas Anderes ist, einen guten Vers machen, etwas anderes ihn scandiren. Nicht nur haben die Homeriden keine Vorlesungen über Metrik gehört, sondern auch zu allen Zeiten haben die Dichter den Vers im Drange des Gefühls gebildet und nicht erst nöthig gehabt, sich von der Richtigkeit desselben durch Abzählen der Silben zu überzeugen. Die Form des Verses geht von dem auf das Lautgefühl und die laut- oder sprachschaffende Kraft selbst sich erstreckenden Schönheitssinne aus, ohne eine bewufste Sonderung der Laute vorauszusetzen. Das Bauen des Verses ist künstlerisches Gestalten; das Alphabet ist erkennendes Scheiden. Der Hexameter ist dem homerischen Dichter oder überhaupt ein bestimmter Vers dem Dichter nicht eine aus so oder so vielen, in dieser oder jener Ordnung aneinander gereiheten, Sylben bestehende Zeile, sondern

ein so oder anders auf sein Gefühl wirkender einheitlicher Lautcomplex, dessen Bestandtheile er nicht auseinander löst. Dieses Unterscheiden quantitativer Verhältnisse als einheitlicher Ganzen nach ihrer quantitativen Wirkung auf das Gemüth, das eben darum kein Messen ist, welches ein Zusammensetzen aus Einheiten enthält, ist eine der anziehendsten psychologischen Erscheinungen und bildet ein Analogon für unsere Unterscheidung der Töne nach Höhe und Tiefe. Obwohl nämlich dieser Unterschied lediglich auf Zahlenverhältnissen beruht, auf der Anzahl der Schwingungen des tönenden Körpers in einem bestimmten Zeitraum, so fassen wir die verschiedenen Töne im Gehörgefühl doch durchaus als qualitativ verschiedene Einheiten auf. Wie die Akustik sich zu unserm Ohr verhält, so die Metrik zu des Dichters versschaffender Kraft. So wie wir nicht zu wissen brauchen, worauf Höhe und Tiefe der Töne beruht, um sie aufs schärfste zu unterscheiden, so brauchte der Dichter nichts von Metrik zu verstehen, brauchte kein zeichenloses Alphabet im Kopfe zu tragen, um die Verschiedenheit der Versmafse zu fühlen. Das Alphabet aber wäre als erster Schritt der Metrik anzusehen.

Die Entwickelung der Schrift als einer allgemeinen, geschichtlich psychologischen Erscheinung beruht vorzüglich auf der immer vollkommner werdenden innern Sprachform, bis sie zum innern Alphabete wird. Die Stufen dieser Entwicklung sind in den verschiedenen Schriftarten der Völker, wie die Entwicklung der Sprachidee in den verschiedenen Sprachen gegeben.

Der Unterschied der Schriftarten liegt, wie Humboldt (Zsh. d. Schrift S. 5.) sagt, „in der gröfsern oder geringern Bestimmtheit der ihnen ursprünglich mitgetheilten Gedankenform“ d. h. in dem Grade der Bestimmtheit, in welcher die dem Gedanken durch die Sprache verliehene Form bezeichnet wird. Diese Erklärung des von Humboldt gebrauchten Ausdruckes läfst sich aus ihm selbst, blofs lexikalisch und grammatisch genommen, nicht begründen; wohl aber läfst sich aus dem Zusammenhange des Ganzen zeigen, dafs dies Humboldt's Meinung war, und dafs er dies hat sagen wollen müs-

sen. Der folgende Zusatz: „und in dem Grade der Treue, mit welcher sie dieselbe (die Gedankenform) auf dem Wege der Mittheilung zu bewahren im Stande sind", fügt nichts eigentlich Neues hinzu, sondern spricht nur eine unmittelbare Folge des Vorangehenden aus. Wir fragen aber weiter, worauf die gröfsere oder geringere Bestimmtheit der Bezeichnung und Treue der Mittheilung beruht? Hierauf läfst sich Humboldt nicht näher ein; er hielt wohl diese Frage schon für beantwortet mit dem ausgesprochenen Zusammenhange der Schrift mit dem Sprachsinne des Volkes. Dieser Zusammenhang aber ist, wie wir gesehen haben, kein so naher, wie er annahm. Indem er in der theoretischen Erörterung von dem äufsern Schriftzeichen zum Sprachsinne eilte, übersprang er die innere Schriftform, wie bei der Betrachtung der Sprache die innere Sprachform, hob aber in der praktischen oder historischen Untersuchung beide hervor, jene z. B. in dem Briefe an Jaquet, wo jedes Alphabet, wie jede Sprache ein System genannt wird, das aus einem Principe entwickelt worden sei (S. 92.). Wie die innere Sprachform das Princip ist, nach welchem die Kategorieen der sprachlichen Auffassung der Objecte oder vielmehr der von diesen gewonnenen Anschauungen gebildet werden, so die innere Schriftform das Princip, nach welchem die Rede sichtbar gemacht wird*), Von diesem Princip hängt die Stufe ab, welche eine Schrift in der Reihe der Entwicklungsformen der Schriftidee einnimmt.

Diese Reihe läfst sich in einer Classification der Schriftarten darstellen, wie die Entwickelung der Sprachidee in der der Sprachen. Wir wollen sie hierher setzen, weil sie dazu dienen wird, die Uebersichtlichkeit des Folgenden zu vermehren. Wir bemerken nur noch zum vorläufigen Verständnifs, dafs wir mit Humboldt Figuren von Bildern scheiden: während nämlich diese einen leicht erkennbaren Gegenstand darstellen, erscheinen jene als bedeutungslose Zeichen, sei es nun, dafs sie dies schon ursprünglich waren oder durch Entstellung

*) Innere Form und Princip der Sprache oder Schrift sind selbig und nicht selbig; sie verhalten sich nämlich zu einander wie die Gesammtheit der Einzelnen zum Allgemeinen. Diese Andeutung möge genügen, da hier nicht der Ort zur weitern Ausführung dieses Punktes ist.

aus Bildern geworden sind. Unter Ideenschrift verstehen wir die Darstellung von Gedanken, welche diese ohne Vermittlung der Sprache wiedergibt. Sobald aber die Schrift alphabetisch geworden ist, nennen wir die Figur Zeichen.

- A. Ideenschrift.
  - 1. Ideenschrift durch Bilder
    - a) rein . . . . . in Nordamerika und Sibirien u. s. w.
    - b) gemischt mit 2. 3. . . . Mexico.
  - 2. Ideenschrift durch Figuren — Knotenschnüre . . . Peru.
- B. Lautschrift.
  - 3. Lautschrift durch Bilder (nur gemischt) . . . . —
  - 4. Lautschrift durch Figuren (gemischt mit 2.) . . . China (Wortschrift).
- C. Alphabetische Schrift.
  - 5. Sylbenschrift.
    - a) durch Bilder nur gemischt . . . —
    - b) durch Figuren oder Zeichen . . Japan.
  - 6. Buchstabenschrift.
    - a) durch Bilder (gemischt mit 1. 2. 5a) . Aegypten.
    - b) durch Zeichen (gemischt mit 5b) . . die Keil- u. indischen Schriften.
    - c) rein durch Zeichen
      - (α) mit mangelhaft. Vocalen. die asiat. semitischen.
      - (β) mit vollkommn. Vocalen. die europ. semitischen.

Die Congruenz dieser Schrifteintheilung mit meiner Sprachentheilung, wie mit der geschichtlichen Bedeutung der genannten Völker, leuchtet von selbst ein. Ferner bemerkt man leicht, dafs die drei ersten Classen von den folgenden durch eine wirkliche Kluft geschieden sind. Ich hätte dies schärfer bezeichnet, wenn ich streng logisch nicht eine Dreitheilung, A. B. C., sondern eine Zweitheilung in Ideen- und Lautschrift und diese in zwei Unterabtheilungen, Wort- und alphabetische Schrift eingetheilt hätte. Durch die Dreitheilung wird aber jene Kluft gemildert, und die chinesische Schrift darf in der That nicht so eng mit den folgenden zusammengefafst werden, wie diese mit einander, in historischer Hinsicht nicht minder, als in principieller.

Verfolgen wir jetzt die Schriftarten nach der oben angedeuteten Auffassung.

Ideenschrift.

Es entsteht mit Recht die Frage, in wie fern wohl die reine Ideenschrift durch Bilder Schrift genannt werden kann, da einerseits dieselbe mit der Malerei zusammenzufallen scheint, und andererseits die Gebärdensprache eben so gut Schrift genannt werden könnte. Humboldt bemerkt hierüber (Zush. d. Schr. mit d. Spr. S. 4.): „In der That ist die von Lauten entblöfste Gebärde eine Gattung der Schrift. Nur gehen die Begriffe von Schrift und Sprache sehr natürlich in einander über. Jede Schrift, welche Begriffe bezeichnet, wird, wie schon öfter bemerkt worden ist, dadurch zu einer Art von Sprache. Sprache dagegen wird oft auch, obgleich immer uneigentlich, von einer Gedankenmittheilung ohne Laute gebraucht. Der Sprachgebrauch konnte überdies den in unmittelbarer Lebendigkeit vom Menschen zum Menschen übergehenden Gedankenausdruck unmöglich mit der todten Schrift zusammenstellen.“ Thut aber der Sprachgebrauch recht hieran? oder ist im Gegentheil die Gebärdensprache als eine lautlose Gedan-

kenmittheilung nur uneigentlich Sprache und vielmehr wesentlich Schrift zu nennen? Dieses Oder, müssen wir antworten, ist schief; denn der Sprachgebrauch hat eben nicht den Laut, sondern „die unmittelbare Lebendigkeit“ zum Merkmale der Sprache, und nicht die Lautlosigkeit, sondern die „todte“ Ruhe zum Merkmale der Schrift gemacht — und hat wohl daran gethan. Wir können nicht zugestehen, daſs die Gebärde eine Gattung der Schrift, noch irgend eine Schrift eine Art Sprache sei, noch überhaupt, daſs Schrift und Sprache in einander übergehen.

Man wird dem Sprachgebrauch nicht vorwerfen können, es sei etwas Unwesentliches, daſs der Sprechende immer mit seinem Leibe gegenwärtig ist; denn es ist wohl bezeichnend für das Wesen der Sprache, daſs in ihr die dem Geiste als Aeuſserungsmittel dienende Körperlichkeit ihm selbst gehört und ihm unmittelbar gehorcht, daſs er hier in seinem Wirken ein ihm angeborenes Mittel oder Material, die eigene Leiblichkeit, verwendet. Die Gebärde, die Laut-Sprache begleitend, ist ja selbst eben so instinctiv, so physiologisch nothwendig, wie der Laut; und was ist am Ende der Laut weiter als eine Gebärde der Stimmorgane? Wenn man, wie wir oben gethan haben, den Sprachtrieb vom Triebe zur Schrift scheidet, so wird man gewiſs die Gebärde nur jenem zuschreiben können.

Schrift und Sprache scheiden sich also erstlich scharf genug dadurch, daſs diese die Gegenwart des Sprechenden, weil die Verwendung des eigenen leiblichen Materials, voraussetzt, jene aber räumliche und zeitliche Entfernung des Schreibenden vom Lesenden. Hieraus folgt weiter, daſs die Sprache vom Sprechenden nicht ablösbar, nur in der gegenwärtigen Thätigkeit des Sprechenden ist, die Schrift dagegen gerade nur abgelöst vom Schreibenden ein ruhendes, dauerndes Dasein hat, das durch die Trennung des Raumes und der Zeit hindurch dem Lesenden als etwas äuſserlich Körperliches gegeben werden kann. Die Entstehungsweise und das Verhältniſs zum Erzeugenden ist also für Sprache und Schrift verschieden, und zwar derartig, daſs die Gebärde nur ersterer gehören kann.

Mit diesem ersten Unterschiede, dem der Entstehung, ist auch schon der zweite gegeben: der der Wirkung. Denn weil die Schrift ablösbar ist, aufbewahrt werden kann, darum bewahrt sie den Gedanken für entfernte oder zukünftige Entzifferung auf. Auch in dieser Beziehung ist sie von der verfliegenden Sprache scharf geschieden, und gehört die Gebärde nur dieser an.

Drittens aber ist auch das Verhältniſs der Schrift zum mitgetheilten Gedanken ein anderes als das der Sprache zu demselben. Denn Humboldt hat richtig bemerkt (S. 5.) „daſs auch da, wo die Schrift Gedanken bezeichnet, ihr in dem Sinne dessen, von dem sie ausgeht, doch immer einigermaſsen bestimmte Worte in einigermaſsen bestimmter Folge zum Grunde liegen“ — es ist deswegen richtig, weil wir nicht denken können ohne Sprache, mit jedem Gedanken vielmehr schon an sich eine sprachliche Form gegeben ist, in welcher er ausgedrückt liegt. Das Verhältniſs von Sprache und Gedanken ist ein unmittelbares, das der Schrift zu demselben ein vermitteltes — vermittelt durch Bedürfniſs, durch Entfernung und durch die Sprache. Die Gebärde nun steht wie die Sprache in unmittelbarer Beziehung zum Gedanken. Der Taubstumme spricht in Gebärden, weil er in Gebärden denkt. Gedanke und Gebärde entstehen zugleich und in einander; es liegt nichts zwischen ihnen. Der Taubstumme übersetzt nicht eins ins andere. Zwischen der Schrift und dem Gedanken aber liegt das Wort, oder die Gebärde, und man übersetzt die Schrift in Sprache, selbst da, wo, wie bei der Ideenschrift, die Schrift sich an den Gedanken und nicht an die Sprache lehnt.*)

Wir haben hier immer hervorgehoben, daſs keine Art Sprache je Schrift wird; wiewohl aus den angegebenen Unterschieden auch erhellt, daſs keine Schrift je in Sprache über-

*) Wir haben oben nur ganz allgemein die Gebärdensprache als Sprache im Gegensatze zur Schrift festhalten wollen. Das Nähere über ihre sprachliche Natur sehe man in unserm oben angeführten Aufsatze über die Sprache der Taubstummen.

gehen kann. Dies werden wir jedoch unten noch weitläufiger besprechen, wo wir auf den Punkt kommen werden, auf den sich jene Behauptung, daſs gewisse Schriften eine Art Sprache seien, gründet.

Dagegen wollen wir hier gleich zu zeigen suchen, wie die Ideenschrift durch Bilder sich von der Malerei abscheidet. Zunächst nämlich geschieht dies dadurch, daſs diese bloſs darstellt, während die Ideenschrift, wie überhaupt die Schrift, mittheilt, belehrt. Die Kunst stellt Ideen dar, deren Besitz als allgemein vorausgesetzt wird, und der Darstellende will, daſs man diese Ideen, die man schon hat, in seiner Darstellung mit Wohlgefallen wieder erkenne. Er will nicht Neues lehren, etwa: so sieht Jupiter aus; oder: Huſs hielt vor dem Concil, dem dieser und jener beiwohnte, eine Rede und ward dann verbrannt. Die Schrift dagegen will Unbekanntes mittheilen. Es ist aber hier nicht bloſs ein Unterschied der Absicht und der Wirkung; sondern dieser erzeugt nun weiter einen Unterschied in der Weise der Verwirklichung: weil nämlich verschiedene Zwecke verschiedene Mittel erfordern. Der Künstler stellt seinen Gegenstand unmittelbar dar, und dieser soll gesehen werden und gefallen; das Bild steht in ganz unmittelbarer Beziehung zu unserer Anschauung, wie der des Künstlers. Dieser hat eine Anschauung in seinem Bewuſstsein, und indem er sie dem Stoffe anbildet, nehmen wir sie aus dem Stoffe in unser Bewuſstsein auf. Das Object, d. h. die Anschauung, wechselt den Ort, oder die Weise das Daseins; in schöpferischer Phantasie entstanden, im Stoffe körperlich geworden, tritt sie in die nachbildende Phantasie des Beschauers; sie bleibt aber immer dieselbe und allein und bloſs durch sich beschäftigende. Die Bilderschrift im Gegentheil wird nicht angeschaut, sondern gelesen, d. h. dem Gedanken vermittelst der Sprache angeeignet; sie wird in ein fremdes Element, das des gegliederten Denkens, übertragen, verändert also ihr Wesen, ihre Natur. Diese ihre Vernichtung ist ihr Zweck; sie weist auf Anderes hin und ist bloſs um dieses Andern willen da. Weil sie mittheilt, ist sie bloſses Mittel, wird

übergangen. Das Bild ist selbständig und hat seinen Werth in sich. Weil endlich die Bilderschrift und das Bild, jedes anderes will, anders wirkt, anders ist, so mufs auch der Inhalt beider ein anderer sein. Das Bild stellt nur ein ideales Object, die Idee des Malers dar: darum gehört es eben in das Reich der Schönheit; die Bilderschrift stellt ein wirkliches, endliches Object, einen wirklichen Vorgang dar und will anzeigen, dafs das Abgebildete wirklich vorgegangen sei.

Wenn wir nun so allerdings die malende Bilderschrift von der Sprache wie von der Kunst streng abgeschieden zu haben meinen, so müssen wir doch gestehen, dafs sie nur dem ganz abstracten Wesen nach Schrift heifsen, der Schwäche ihrer Leistungen wegen aber nur ein Analogon, ein Vorläufer der Schrift genannt werden kann. Wir müssen hier die Absicht von der erreichten Wirkung scheiden. Die malende Schrift ist beabsichtigte Schrift, in Wirklichkeit aber oft nicht mehr als eine bloſse Gedächtnifshülfe, wie Kerbstöcke. Wie soll man darin Schrift erkennen, wenn der Nordamerikaner die acht letzten Verse des 30. Capitels der Sprüche Salomo's mit etwa eben so vielen Bildern schreibt, nämlich mit den Abbildungen der Thiere, welche in diesen Versen genannt werden: Ameise, Kaninchen, Heuschrecke, Spinne, Fluſs (als Symbol der Bewegung), Löwe, Windspiel (in der englischen Bibelübersetzung: greyhound) Ziegenbock und König, endlich: ein Mensch, der nach dem Himmel greift. Ganz in derselben Weise schreiben diese Völker ihre Lieder auf. Ein Bild entspricht immer einem Verse, einem Gedanken.

Man hat diese malende Schrift geradezu, auch in der Absicht der Schreibenden für ein bloſses mnemonisches Hülfsmittel angesehen; gewifs mit Unrecht. Wäre sie bloſs das, so dürften wir sie auch nicht zur Schrift rechnen, so wenig wie mancherlei andere Zeichen, die als Gedächtnifshülfen dienen. Jene Völker selbst aber sehen ihre Bilder wohl nicht so an; sondern sie meinen, durch sie geschrieben zu haben. Die Wirkung kann allerdings keine andere sein als die eines bloſsen Erinnerungszeichens: das liegt in der unvollkommnen Ver-

fahrungsweise dieser Schrift. Wenn aber der Nordamerikaner eine menschliche Gestalt, spielend auf einer Zaubertrommel, zeichnet, so glaubt er damit den Vers seines Liebesliedes geschrieben zu haben: höre die Stimme meines Gesanges, oder: ich singe, höre mich. Mit dem Bilde eines Herzens meint er geschrieben zu haben: ich spreche zu deinem Herzen. — Ich will hier zur Probe ein Kriegslied mittheilen: Bild eines Mannes mit Flügeln statt der Arme = o hätte ich die Schnelligkeit des Vogels; ein Krieger unter einem blau gemalten Stern = ich sehe nach dem Morgenstern; bewaffneter Krieger unter dem Himmel = ich weihe meinen Leib dem Kampfe; ein Adler über dem Himmel = der Adler fliegt in der Höhe; ein Krieger liegend mit dem Pfeil in der Brust = ich bin zufrieden, wenn ich unter den Erschlagenen liege; ein himmlischer Genius = die Geister oben rühmen meinen Namen.

Die Tschippiwes sagen, sie hätten eine doppelte Schrift, eine allgemein verständliche: kekiwin, und eine nur den Eingeweiheten verständliche: kekinowin. Diese umfaſst die Liebes-, Jagd- und Kriegslieder, welche alle Zauberlieder sind. Aus der gegebenen Probe wird man allerdings ersehen, daſs es unmöglich ist, so geschriebene Lieder zu lesen, wenn man sie nicht schon kennt. Die Einweihung in diese Schrift geschieht also dadurch, daſs man durch mündliche Ueberlieferung die Lieder auswendig lernt. Man wird aber aus der folgenden Darstellung der allgemein verständlichen kekiwin ersehen, daſs sie auf demselben Princip wie jene mystische beruht, daſs sie aber dort unverständlich wird, weil sie zu Darstellungen verwendet wird, zu denen sie nicht ausreicht. Denn diese mystischen Gesänge waren gewiſs nicht das erste, was man zu schreiben suchte; von ihnen ging die Schrift nicht aus. Ich kann nicht mit Humboldt annehmen, weder daſs die Absicht, dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, noch daſs Wohlgefallen an bildlicher Darstellung zur Schrift führe. Diese ging von der Absicht der Mittheilung aus oder von dem Streben, die Erinnerung an ein einzelnes Factum oder an eine Person zu verewigen. Daher enthalten Briefe oder die Auf-

zeichnung von Thatsachen auf Denkmälern, Leichensteinen die ersten Schriftversuche, die auch wegen der Einfachheit des Dargestellten und der Gemeinsamkeit des Vorstellungskreises unter wilden Völkern allgemein verständlich sind. Hier finden wir die Schreibweise der Nordamerikaner und anderer wilden Völker auf einem ihr angemessenen Boden.

Zwei Jäger, die den Flufs hinauf gefahren waren, lagern am Ufer desselben, tödten einen Bären und fangen Fische. Das war eine That, würdig, dafs Niemand ihres Volkes vorübergehen durfte, ohne von ihr unterrichtet zu werden; auf einem Brette wird sie niedergeschrieben, und dieses als Denkmal aufgestellt. Der Vorübergehende sieht darauf zwei Kähne und über jedem ein Thier, welches das Kennzeichen der Familie (Totem) eines jeden jener beiden Jäger ist, und er weifs nun, dafs zwei Personen aus diesen so bezeichneten Familien (die besondern persönlichen Namen scheinen nie mitgetheilt zu werden) hier gelandet sind. Ferner sagen ihm ein Bär und sechs Fische, was jene hier vollbracht haben.

Auf einer hölzernen Grabsäule sieht man ein mit dem Kopf nach unten, den Füfsen nach oben gezeichnetes Rennthier; links davon sind sieben Queerstriche, darunter drei senkrechte; abermals darunter der Kopf eines Elenthiers, endlich Pfeil und Pfeife. Der Vorübergehende erfährt hieraus, dafs ein Anführer aus der Familie, deren Totem ein Rennthier ist, hier begraben liege. Die umgekehrte Stellung des Totemthiers deutet den Tod an. Er hat seinen Stamm in sieben Kriegen angeführt und drei Wunden davon getragen, auch einmal einen gefährlichen Kampf mit einem Elenthier bestanden und ist im Kriege und Frieden von hoher Bedeutung gewesen. — Auf andern Grabsäulen zeigen dicke Queerstriche an, wie viele Friedensverträge der hier Ruhende abgeschlossen hat.

Eine Expedition der Vereinigten Staaten nach den Quellen des Missisippi aus 18 Personen bestehend, unter denen zwei indianische Führer waren, hatten sich trotz der letztern verirrt. Nach einem Nachtlager errichteten diese eine Stange mit einem Streifen Birkenrinde, worauf Folgendes zu sehen

war: eine Person mit einem Schwerdte in der Hand, eine andere links daneben mit einem Buche, eine dritte mit einem Hammer, eine vierte und fünfte ohne besonderes Zeichen, eine sechste mit einem Zeichen (ich vermüthe einer Zunge) neben dem Kopfe; sie stellen den befehlenden Officier, den Schreiber, den Geologen, zwei Attachés und den Dolmetscher vor, alle durch Hüte als Europäer bezeichnet. Zwei Personen daneben ohne Hüte, mit einem Stabe in der Hand bedeuten die beiden indianischen Führer. Darüber acht Personen, und neben diesen acht Flinten, zeigten eben so viele Soldaten an. Unter jenen dagegen war ein Prairie-Huhn und eine grüne Schildkröte gezeichnet; denn diese Thiere hatte man an einem der vorhergehenden Tage gefangen und beim Lagern gegessen. Rechts neben den Soldaten in der obersten Linie deutete ein Zeichen (es wird nicht gesagt, was es darstellt) an, daſs jene um ein besonderes Feuer gelagert und besonders gegessen hätten. Dasselbe Zeichen finde ich auch links neben den beiden indianischen Führern in der mittlern Linie, wo es dasselbe bedeuten muſs. Es steht aber auch rechts neben den beiden Thieren unten; es deutet also wohl nur überhaupt essen an. Es scheint übrigens das Bild des Feuers zu sein. Die Stange selbst, woran diese Schrift befestigt wurde, stand etwas geneigt in der Richtung, in welcher man davonzog; und drei Einschnitte in demselben sollten die vermuthete Entfernung vom St. Louisstrom andeuten.

Wir geben endlich noch ein sehr authentisches Beispiel, eine Petition mehrerer Tschippiwe-Häuptlinge an den Präsidenten der vereinigten Staaten aus dem Jahre 1849. Sie war auf fünf Streifen Birkenrinde geschrieben. Auf dem ersten sieht man sieben verschiedene Thiere, welche als Totems die Namen der Stämme bezeichnen. Aus dem Auge des vordersten sind sechs Linien nach dem Auge der übrigen Thiere gezogen, um die Gleichheit der Absicht aller sieben Stämme anzudeuten. In den der Wirklichkeit entsprechend gefärbten Thieren ist das Herz roth gemalt und von dem des vordersten gehen abermals Linien nach denen der andern, gleichfalls

um Einheit des Gefühls und der Absicht auszudrücken. Noch zwei Linien gehen aus dem Auge des vordern Thieres, eine nach vorn frei auslaufend, um den Lauf der Reise, und eine andere rückwärts über alle Thiere hinweg zu vier mit einander verbundenen kleinen Seen, welche unter dem hintersten Thiere blau gemalt sind. Zwischen diesem und jenen Seen ist ein dicker blauer Strich, der sich auch unter alle übrigen Thiere hin erstreckt, Darstellung des Obern Sees. Zwei Parallellinien gehen etwa aus der Mitte dieses blauen Strichs schräg nach hinten abwärts an die kleinen Seen, um einen Weg anzudeuten vom Obern See an die kleinen, in deren Nähe die Indianer sich niederlassen und der Civilisation ergeben wollten, was eben der Gegenstand der Petition war. — Auf dem zweiten, vierten und fünften Streifen sind noch andere Totems von Stämmen, welche dieselbe Absicht haben, wie die, deren Gesandte erscheinen. Auf dem dritten Streifen sind mehrere Adler, andeutend mehrere Personen eines Stammes, dessen Totem dieser Vogel ist. Von dem Kopfe des vordersten gehen zwei kurze Linien nach oben, wodurch er als Hauptmann dargestellt wird, worauf auch deutet, dafs er einen längern Schnabel als die andern hat. Sein Auge ist mit dem der andern durch Linien verbunden. Vor ihm ist der Präsident der Vereinigten Staaten in seiner Amtswohnung zu Washington. Auch sein Auge ist mit dem des vordersten Adlers verbunden, und Beide strecken einander die Hände entgegen als Zeichen der Freundschaft. Unter den Adlern sind drei kleine Häuser. Man will ja eben das Jagdleben aufgeben und sich in festen Häusern niederlassen.

Diese Beispiele, dem prachtvollen Werke Schoolcrafts (Historical and statistical information of the Indian tribes of the united states. Part I. 1851. 568 S. fol. mit 76 prächtigen Tafeln*)) entlehnt, werden eine genügende Anschauung von dieser malenden Schrift geben. Wir bemerken noch, dafs die Zeichnungen der Art sind, wie wir sie bei unsern fünfjährigen

*) S. 420 des oben genannten Werks wird das Wort Totem erklärt als do-dem Familiensitz.

Kindern finden. Ein Kopf ist ein Kreis mit zwei Punkten und einem senkrechten Strich, oder bei kleinern Zeichnungen überhaupt nur ein Kreis; ein Strich daran nach unten ist der Hals; daran ein kurzer Queerstrich, von dessen beiden Endpunkten zwei sich kreuzende Linien laufen, und der Mensch ist fertig. Die Zauberlieder sind mit lebendigen Farben gemalt.

In dieser Schrift sind, wie wir gesehen haben, nicht bloſs eigentliche, kyriologische Bilder, sondern auch sehr viel symbolische. Das Symbolisiren fehlt keinem Volke, sondern liegt wesentlich in der Natur des Menschen, der selbst ein Symbol Gottes genannt werden mag. Er sieht in oder an sich die Zweiheit des Innern und Aeuſsern, und dieses wird ihm ein Symbol für jenes. Sprechen und Schreiben sind ganz und gar Symbolisiren. — Aber nicht bloſs das Symbol überhaupt ist allgemein menschlich; sondern auch die bestimmte Form desselben stimmt oft derartig überein, daſs man den Grund davon in dem menschlichen Instincte*) suchen muſs. Das Händegeben ist auch den Wilden Zeichen der Freundschaft. Die Hand aber ist theils überhaupt nach und neben dem aufrechten Gange das bedeutsamste morphologische Merkmal des Menschen, theils ist es der entwickeltste Sitz des Tastsinnes und also Mittel der unmittelbarsten, lebendigsten theoretischen Aneignung, die Fortsetzung und Ergänzung des Auges. Sehen und Betasten steht bei Ungebildeten und Kindern, in denen die physiologische Mitleidenschaft noch nicht durch Absichtlichkeit gezähmt ist, in unmittelbarem Zusammenhange. Sie haben nicht genug an dem Tasten ihres Auges, sie wollen den Gegenstand mit der Hand sehen. — Das Herz ist auch den Wilden Sitz der Wünsche, und Freundschaft Einheit der Herzen. — In den Zauberliedern ist die Symbolik oft sehr fernliegend und eigenthümlich, mit den religiösen Anschauungen jener Völker zusammenhängend. Doch diese Besonderheiten gehen uns hier weniger an, als das überall Wiederzu-

*) Es scheint mir sehr von der Kindheit unserer Psychologie zu zeugen, daſs in ihr die obige Kategorie, vom thierischen Instincte durchaus geschieden, fast noch gar nicht erörtert ist.

findende. Man wird sich auch wohl überzeugt haben, daſs jene Lieder nicht nach einem andern Principe geschrieben sind, daſs nur die Unvollkommenheit desselben bei ihnen zu sehr an den Tag kommt. Man lernt immer nur das Ding kennen, um das es sich handelt, nicht was von ihm ausgesagt wird; wir sehen lauter Subjecte ohne Prädicate. Wo diese leicht aus jenen errathen werden können, ist solche Schrift zu entziffern; das ist aber bei jenen Liedern und Bibelversen unmöglich. Da man nun doch einmal darauf verzichten muſste, die Lieder entzifferbar zu schreiben, so schrieb man sie wohl mit mehr oder weniger Absicht noch unvollkommner, als man wohl gekonnt hätte. Man kann hierin ein fernes Analogon zum Unterschiede eines höhern und niedern Styls finden, der ja auch bei den Chinesen in ihrer Sprache so groſs ist, daſs ersterer nicht unmittelbar verständlich ist. Wie man im alten erhabenen chinesischen Styl alle Beziehungswörter wegläſst, so lassen die Indianer in ihrer Zauberschrift manche Zeichen oder Bilder weg, wodurch das von den gemalten Dingen Gesagte deutlich würde; freilich vielleicht auch nur deswegen, weil man nicht genug Bilder besitzt.

Blicken wir nun auf die innere Form dieser Schrift, so ist zunächst negativ zu bemerken, daſs sie in wahrem Sinne genommen überhaupt fehlt. Denn ein Verhältniſs dieser Schrift zur Sprache besteht gar nicht; es bleibt aber auch die Form des Gedankens völlig unbezeichnet; der bloſse Stoff wird überliefert. Es bleibt z. B. durch sie sogar Das unbestimmt, ob das Bild einen seienden, einen vergangenen oder gewünschten Gegenstand darstellen soll. Ein Eingeborener der Karolinen-Inseln will einem europäischen Kaufmanne einige Muscheln schicken, die er ihm für ein Paar Beile und ähnliches Geräth zu liefern versprochen hatte. Er gab erstere dem Schiffscapitain mit folgendem Brief: oben in der Mitte steht ein Mann mit ausgebreiteten Armen, das ist der Vermittler oder Bote, der Capitain; er hat Strahlen um das Haupt, welche seine hohe Würde andeuten. Unter ihm ist eine Weinrebe, Zeichen der Freundschaft. Links sind die übersandten Muscheln nach

Zahl und Art abgebildet, rechts die zur Bezahlung gewünschten Gegenstände: sieben Fischangeln, drei gröfsere und vier kleinere; zwei Beile und zwei Stück Eisen (ein solches ist gezeichnet durch vier dicht unter einander laufende Linien). Nichts deutet an, welches dieser Dinge das Gewünschte, und welches das Uebersandte ist. Hier ist blofser Stoff, nicht blofs ohne alle Form; sondern selbst materielle Bestimmungen fehlen. Alles also was als innere Form dieser Schrift angesehen werden kann, ist die Symbolik und die Situation der Bilder, wie man es nennen kann, wenn man nur nicht an künstlerische Situation denken will. Denn so roh stofflich ist hier Alles, dafs nicht blofs die Schrift, sondern auch der Stoff, worauf sie sich findet, und die ganze Räumlichkeit, in der das Denkmal errichtet ist, mitreden mufs. Ich erinnere an die Stange, an welche man die Inschrift in Betreff des Lagers der nordamerikanischen Expedition befestigt hatte; ihre Neigung mufste etwas aussagen. So wenig entsprechen diese Bilder dem Wesen der Schrift, dafs sie selbst die Ablösbarkeit vom Raume, etwas für die Schrift so Bedeutsames, nicht haben; jene Stange darf nicht verrückt werden.

Fragen wir endlich nach der psychologischen Stufe, welche sich in dieser Schrift ausspricht, so ist diese lediglich die sinnliche Anschauung des ganz einzelnen Gegenstandes. Diese ist eben nur der umgeformte Stoff der sinnlichen Wahrnehmung, die thierische Stufe des Bewufstseins. Das einzelne sinnliche Ding ist der Inhalt dieser Anschauung, und nur das gibt diese Bilderschrift. Sie ist in der Reihe der Schriften, was die Sprache der Taubstummen in der der Sprachen. Aber die gröfsere Lebendigkeit und Leichtigkeit der Gebärdensprache gibt ihr einen Vorzug vor der viel schwerfälligern, auch viel zeichenärmern Bilderschrift; und auch die viel gröfsere Gegenständlichkeit der letztern ist ihr nachtheilig, indem sie dadurch zu sinnlich wird. In beiden ist das Ding und seine Eigenschaften, Subject und Prädicat noch nicht geschieden. Wo aber Das noch nicht geschehen ist, da ist überhaupt noch keine Gedankenform erfafst und ausgedrückt, also noch

keine eigentliche, geformte Vorstellung, sondern sinnliche Anschauung. Diese lebt hier noch im Bewufstsein als feste Masse vieler ungeschiedenen Elemente; sie umfafst also noch nicht einmal ein einzelnes, aus allem Zusammenhange mit andern gesondertes Ding, sondern ganze Vorgänge zwischen Personen und Dingen, wie diese in ihrem äufserlichen Vorhandensein sich geben. Man möchte behaupten, der Anblick einer Zeichnung, wie die oben beschriebene, zwei Totems, ein Bär und Fische, erregt im Wilden gar nicht diese drei getrennten Vorstellungen: Jäger, Bär, Fisch; sondern er hat hier nur die beiden Vorgänge in der Anschauung: die Erlegung eines Bären durch einen Jäger und einen Fischfang. Die Thiere leben ihm gar nicht für sich selbst, sondern nur für seine Jagd, seinen Fang; nur in diesem Verhältnisse denkt er sie sich. Daher auch die vielen Möglichkeiten von Verhältnissen der gezeichneten Gegenstände, die uns hindern, sogleich diejenige zu finden, welche die wirklich vom Schreibenden gemeinte sei, für den Wilden gar nicht existiren. In unserm Bewufstsein liegen jene Gegenstände jedes für sich vereinzelt und fähig sich mit jedem zu verbinden; im Bewufstsein des Wilden liegt der Gegenstand oft vielleicht gar nicht einzeln, sondern nur in einer geringen Anzahl von Complexionen, von denen jede, sobald zwei ihrer Elemente der Anschauung geboten werden, als Ganzes und sogleich ins Bewufstsein tritt. Daher die Verständlichkeit dieser Schrift.

Das ist die Schrift eines wilden, sinnlichen Volkes, dessen Geistigstes sogar, die Religion, in sinnlicher Zauberei aufgeht, das gerade so weit Mensch ist, als nöthig ist, um nicht Thier zu sein; so weit Mensch, wie die Natur selbst ihn schafft, instinctiver Mensch.

Alexander von Humboldt, dessen Werk „Vues des Cordillères et Monumens des peuples indigènes de l'Amérique*)“

*) Wir haben die Octav-Ausgabe vor uns. Bei Citaten werden wir für diejenigen, die etwa blofs die prächtige Folio-Ausgabe zur Hand haben, die Nummer der Tafel angeben.

wir die beste Belehrung über mexikanische Alterthümer verdanken, sagt im Eingange zu seiner Betrachtung der mexikanischen Schrift (pl. XIII. I. p. 202.): „Les Kamtschadales, les Tongouses et d'autres tribus de la Sibérie peignent des figures, qui rappellent des faits historiques: sous toutes les zones, comme nous l'avons observé plus haut, l'on trouve des nations plus ou moins adonnées à ce genre de peinture; mais il y a bien loin d'une planche chargée de quelques caractères, à ces manuscrits mexicains, qui sont tous composés d'après un système uniforme, et que l'on peut considérer comme les annales de l'empire." Das mag man zugestehen, ohne damit behauptet zu haben, dafs die mexikanische Schrift in eine höhere oder auch nur andere Classe gehöre, als jene ursprünglichste, wie es scheint, überall bekannte malende Schrift. Unsere Classification drückt die viel gröfsere Nähe der mexikanischen Schreibweise zu den besprochenen Materien als zu den folgenden, wirklich organisirten Schriften aus. In der That, sie ist von diesen durch eine Kluft getrennt und hat vielmehr dasselbe Princip wie jene, allerdings reicher entfaltet. Der Unterschied von ihnen ist nicht principiell, sondern nur graduell, hervorgebracht nicht durch tiefere Auffassung des Wesens der Schrift selbst, sondern lediglich durch das reichere mannigfaltigere Leben einer Halbcivilisation, verglichen mit jener völligen Uncivilisation. Für uns aber ist es hier sehr gleichgültig, ob wir ein Brett oder einen langen im Zickzack zusammengefalteten Papierstreifen vor uns haben, einige oder unzählige Bilder, die Jahrbücher eines Reiches oder das gewöhnlichste Jagdabenteuer, wenn nämlich hier wie dort dasselbe Princip herrscht. Nicht der Inhalt, noch weniger der Umfang, sondern die Auffassungsweise des Inhalts als eines schriftlich zu Bezeichnenden ist es, was uns hier angeht; und in dieser Rücksicht wissen wir keinen wesentlichen Fortschritt der Mexikaner gegen die Nordamerikaner anzugeben. Allerdings ist das gegliederte staatliche Leben der Mexikaner und ein damit verbundenes gewisses geschichtliches Bewufstsein, wie auch gröfsere Geschicklichkeit und Fertigkeit in Handar-

beiten aller Art, nicht ohne Einfluſs auf die Schrift geblieben, und der ist hier darzulegen, besonders noch um zu zeigen, wie wenig diese äuſserliche Civilisation zur Vollführung von Thaten beiträgt, zu denen innere Geistesbildung und überhaupt lebendiges Streben der Gesammtkraft der Seele erforderlich ist. Denn jede wahrhafte Schöpfung, nicht bloſs die Poesie, entspringt nur aus der geistigen Ganzheit; nur wenn diese unter den Mexikanern einen höhern Schwung genommen hätte, wäre auch die Schrift zugleich gehoben worden. Das vielfarbigere Leben der Mexikaner erforderte eine reichere, häufigere Anwendung der mit der Bilderschrift gegebenen Elemente, konnte aber dieselbe in keine neue Richtung bringen. Ein Paar Beispiele werden Dies bestätigen.

Während der Nordamerikaner ein unstätes Jägerleben führt, wohnt der Mexikaner in Städten und einem Staate. Er hat einen Besitz. Damit treten Rechtsverhältnisse und damit Rechtsstreitigkeiten auf. So fand man denn auch unter den mexikanischen Schriften besonders viele Prozeſsacten. Advocaten nämlich gab es nicht; sondern die Parteien erschienen persönlich vor Gericht. Dieses aber sprach das Urtheil nicht gleich nach Anhörung derselben aus; und so lag es diesen daran, in den Händen der Richter eine Schrift zurückzulassen, durch die sie immer an den Gegenstand des Streites erinnert würden. Diese Sitte dauerte noch lange nach der spanischen Eroberung; denn dem ausländischen Richter gegenüber, dem sich der Mexikaner nur durch einen Dolmetscher verständlich machen konnte, war eine schriftliche Eingabe um so nöthiger. Humboldt theilt eine solche mit (pl. XII., V. de l'ed. in 8°.). Sie deutet auf einen Prozeſs zwischen Eingeborenen und Spaniern, eine Meierei betreffend. Die Abbildung zeigt zunächst diese und den Weg, der zu ihr führt. Letzterer ist durch Fuſsstapfen bezeichnet, welche auch auf den groſsen Darstellungen geschichtlicher Ereignisse den Weg der Völkerwanderungen andeuten. Rechts neben der Meierei, welche den gröſsten Theil des Raumes auf dem Bilde einnimmt, in der Mitte, ist ein Mexikaner, dessen Namen durch einen beigesetzten Bo-

gen geschrieben ist; über ihm ein Spanier, neben dem zwei Zeichen für Wasser und grün sind, der also wohl Aguaverde hieſs. Ueber der Meierei sitzen drei spanische Richter auf Stühlen und haben die Gesetze (zwei kleine Oblongen mit Zeichen gefüllt, die ungefähr wie lateinische Schrift aussehen) vor Augen. Die Spanier sind durch die Farbe der Kleidung und durch den Bart von dem Mexikaner unterschieden. Vor dem Gesichte jedes Richters sind drei Zungen; denn ihre Rede hat die gröſste Bedeutung. Von den beiden Parteien aber hat der Spanier zwei, der Mexikaner nur eine Zunge. Dieser wagt kaum seine Sache zu vertheidigen, während die fremden Eroberer viel und laut sprechen. — Was ist das für eine Schrift! Würde nicht der Tschippiwe, der Irokese eben so schreiben? Haben wir hier nicht dieselbe Unvollkommenheit wie bei Jenen? die Subjecte ohne Prädicate? die ungesonderten Complexionen sinnlicher Anschauung. Es mag aber wohl sein, daſs jeder Mexikaner jener Zeit, wenn er ein Prozeſsactenstück sah, auf dem eine Meierei, ein Mexikaner und ein Spanier gemalt war, sogleich wuſste, Dieser wolle Jenen aus seinem Besitze verdrängen: Das war vielleicht die einzige Weise der Verbindung, in welcher diese drei Vorstellungen in seinem Bewuſstsein waren. Die Mexikaner konnten Namen schreiben, weil diese immer sinnliche Bedeutung hatten. Der Nordamerikaner schreibt auch seinen Namen durch sein Totem. Und so ist hier nichts, was nicht auch Dieser hätte.

Betrachten wir jetzt eine der groſsen geschichtlichen Darstellungen: „Histoire hiéroglyphique des Aztèques, depuis le déluge jusqu'à la fondation de la ville de Mexico.“ (pl. XXXII.) Auf der linken Seite des Bildes sieht man ein Viereck von dicht unter einander laufenden Queerlinien durchzogen; die Erde ist von der Fluth bedeckt. Im untern Theile dieses Vierecks ist ein Kahn, in welchem Coxcox, der mexikanische Noah liegt; im obern Theile desselben ist ein Berggipfel, der mexikanische Ararat, der Spitzberg Colhuacan, welcher Namen durch ein Zeichen (ein Horn) an der linken Seite des Vierecks geschrieben ist. Innerhalb desselben am Fuſse des Ber-

ges sind zwei Köpfe, Coxcox und seine Frau. Auf dem Berge steht ein Baum, der über das Viereck mit seinen Aesten hinausragt; auf ihm eine Taube, welche den nach der Fluth stumm geborenen Menschen Zungen austheilt. Vor der Taube nämlich, deren Kopf nach rechts gewandt ist, und schon jenseits des Vierecks, steht ein Haufe Menschen, und zwischen ihm und der Taube sind viele Zungen. Unter dieser Menschenmenge, also zur Rechten des Vierecks stehen fünf menschliche Figuren und unter ihnen und dem Viereck noch zehn; die Menschen vertheilen sich nämlich nach der Verschiedenheit ihrer Sprachen und nur funfzehn Familienhäupter, die Ahnen der Tolteken, Azteken und Akolhuas, bleiben vereint. Diese funfzehn Figuren tragen ihre Namensbilder auf dem Kopfe. Sie kommen nach Aztlan (Flamingo-Land, angedeutet durch einen Vogel über Wasser), welches daneben gezeichnet ist. Von hier aus wird die Wanderungslinie gezogen, die sich durch den gröfsten Theil des Bildes, etwa noch drei Viertel des Ganzen, hindurchschlängelt, und an deren Seiten durch Bilder die Lagerungsstätten gezeichnet sind, bis sie nach Mexiko kommen. — Bei Schoolcraft kann man sehen, wie eine nordamerikanische Prophetin ihre visionäre Reise durch den Himmel ganz ähnlich schreibt.

So wird man denn, wenn man nur die innere Schriftform im Auge hat und von allem Aeufsern absieht, dem gelehrten und scharfsinnigen Zoega beipflichten, wenn er sagt (De obeliscis p. 528.): „Ejusdem vero classis ac Virginientium istae Jrokensiumque monumenta sunt etiam celebratae illae Mexicanorum picturae.“

Was nun aber den Unterschied betrifft, der durch die Halbcivilisation dennoch hervorgebracht ist, so ist schon nicht zu übersehen, dafs die Mexikaner ungleich häufiger und mehr geschrieben haben, was durch ihre Verhältnisse nöthig und durch den Besitz einer Art Papier möglich geworden war. Auch sind die Zeichnungen ungleich besser, oder genauer würden wir wohl sagen, dafs überhaupt erst hier von Zeichnung die Rede sein könne, was bei den wilden Indianern wohl kaum

der Fall ist. Diese Völker haben keine Vergangenheit; bei ihnen ist Alles Sache des Augenblicks. Alle ihre Zeichnungen sind gleich kindisch und formlos: Das ist das Wesentliche ihrer Gemeinsamkeit. Die Mexikaner dagegen haben eine geschichtliche Tradition rücksichtlich des Staates, wie der Religion, wie der Kunst. So haben sich nun auch in ihrer Bilderschrift feste Formen gebildet; ihre Zeichnungen tragen alle ein bestimmtes Gepräge, das vor Jahrhunderten gebildet, bis zuletzt bewahrt wurde. Nur müssen wir, um Dies nicht zu überschätzen, Humboldt über diesen mexikanischen Typus hören (I. p. 198. pl. XIII.): „On doit être frappé de l'extrême ressemblance que l'on observe entre les manuscrits mexicains conservés à Vélétrie, à Rome, à Bologne, à Vienne et au Mexique; au premier abord on les croirait copiés les uns des autres; tous offrent une extrême incorrection dans les contours, un soin minutieux dans les détails, et une grande vivacité dans les couleurs qui sont placées de manière à produire les contrastes les plus tranchans: les figures ont généralement le corps trapu comme celles des reliefs étrusques; quant à la justesse du dessin elles sont au dessous de tout ce que les peintures des Hindoux, des Tibétains, des Chinois et des Japonais offrent de plus imparfait (ja sogar, fügen wir hinzu, unter den Bildern eines nordamerikanischen Stammes, nämlich der Irokesen, wie man sich durch die Abbildungen bei Schoolcraft überzeugen kann). On distingue dans les peintures mexicaines des têtes d'une grandeur énorme, un corps excessivement court, et des pieds qui, par la longueur des doigts, ressemblent à des griffes d'oiseau: les têtes sont constamment dessinées de profil, quoique l'oeil soit placé, comme si la figure était vue de face.“ Die Häfslichkeit ihrer eigenen Leiber erhielt in diesen Zeichnungen ihr noch häfslicheres Spiegelbild, und dieses wurde conventionell und religiös geheiligt. So sind die Zeichnungen der Mexikaner allerdings ganz anderer Art als die der Wilden, aber gewifs nur um so unerquicklicher.

Der Glanzpunkt, und vielleicht der einzige, der mexikanischen Halbcivilisation ist ihr Kalender. Ueber seine Ein-

richtung spricht ausführlich Humboldt; auch mag man hinzunehmen, was über dieselbe in den Transactions of the American Ethnological Society, I. 1845 gesagt ist. Wir können uns hier auf diesen Punkt nur insoweit einlassen, als er von Einfluſs auf die Schrift war. Da aber die Zeiteintheilung, wie man sehen wird, mit dem sprachlichen Ausdrucke der Zahlen zusammenhing, so kommen wir hier auch auf einen ganz speciellen Einfluſs der Sprache auf die Schrift.

Die Mexikaner hatten einen Zeitabschnitt von 20 Tagen, der also ungefähr unserm Monat entspricht. Das Jahr hatte 18 solcher Monate und fünf Ergänzungstage. Jeder Monat war in vier Theile, jeder zu 5 Tagen, unserer Woche entsprechend, getheilt. Ferner hatten sie einen Cyclus von 52 Jahren, welcher in vier Unterabtheilungen, jede von 13 Jahren, zerfiel.

Neben dieser bürgerlichen Zeiteintheilung gab es eine rituelle, deren sich die Priester bedienten und die in den Hieroglyphen angewandt ist. Hier ist die kleinste Periode von 13 Tagen, also ungefähr ein Halbmonat, wiewohl sie mit dem Erscheinen des Mondes nicht in Verbindung steht, wenn auch vielleicht ursprünglich gestanden hat.

Die 20 Tage hatten jeder einen besondern Namen, von Naturgegenständen entlehnt, der also leicht hieroglyphisch geschrieben werden konnte. Ebenso hatten auch die 18 Monate besondere Namen und Hieroglyphen. Zuweilen findet sich in der That ein Datum so geschrieben, daſs nach der Hieroglyphe des Monats eine Anzahl runder Punkte folgen, welche den Tag des Monats angeben. So sieht man auf einem Bilde einen spanischen Reiter, darunter die Hieroglyphe der Stadt Tenochtitlan und daneben das Zeichen des Monats Quecholli mit 13 Punkten. So wird die erste Ankunft der Spanier in Mexico bestimmt. Diese Bezeichnung ist jedoch selten. Man nimmt vielmehr zu einem verwickeltern Verfahren seine Zuflucht, welches aber in Hoch- und Ostasien seine sehr entsprechenden Analogieen findet.

Der Cyclus von 52 Jahren hieſs xiuhmolpilli, Band, und

wurde durch ein zusammengebundenes Bündel Rohr hieroglyphisch geschrieben. Dazu eine Anzahl kleiner Kreise gefügt gab an, wie viel Cyclen seit dem Jahre 1299 verflossen waren. Innerhalb derselben aber bezeichnete man das einzelne Jahr, indem man viermal 13 zählte; diese vier kleinern Cyclen unterschied man dadurch, dafs zur Zahl eine der folgenden vier Hieroglyphen der Reihe nach hinzugefügt wurde: Haase, Rohr, Feuerstein, Haus. Man sprach auch so. Das erste Jahr des Cyclus hiefs demnach: eins Haase, das zweite: zwei Rohr; das dritte: drei Feuerstein; das vierte: vier Haus; das fünfte fünf Haase. Das vierzehnte hiefs (zum Unterschiede vom ersten): eins Rohr; das funfzehnte: zwei Feuerstein u. s. w. Das siebenundzwanzigste: eins Feuerstein; das achtundzwanzigste: zwei Haus. So war jedes Jahr des Cyclus bestimmt benannt.

Durch eine ähnliche Combination zweier Reihen wurde nun auch der Tag des Jahres bestimmt: indem man nämlich die bürgerliche Periode von 20 Tagen mit der rituellen von 13 verband. So hiefs der erste Tag des Jahres: eins Seethier; der vierzehnte: eins Tiger; der einundzwanzigste: acht Seethier u. s. w. Hierdurch jedoch wurden nur $20 \times 13 = 260$ Tage geschieden; das Jahr hatte aber 365 Tage. Um diese folgenden Tage von den frühern zu scheiden, nahm man eine dritte Reihe von 9 Nachtherren, deren Namen ebenfalls von natürlichen Dingen entlehnt war, zu Hülfe. So hiefs nun der 261. Tag: eins Seethier Feuer, u. s. w.

Wir kommen jetzt auf die Zahlen. Die mexikanische Sprache bildet die Zahlen 6, 7, 8, 9, schon durch Zusammensetzung $5 + 1$ u. s. w. Sie hat aber für 10, 15 und 20 einfache Wörter und zählt dann weiter nicht mit 10, sondern mit 20, also $40 = 2 \times 20$, $60 = 3 \times 20$, $100 = 5 \times 20$. Endlich hat sie für 400 und 8000 wieder einfache Wörter. Der Monat von 20 und die Woche von 5 Tagen steht hiermit in offenbarer Verbindung, eben so wie die Eintheilung des Heeres, welches in Abtheilungen von 20, 400 und 8000 Mann gegliedert war. Demgemäfs wird 20 durch eine Fahne bezeichnet. Die Einheit wurde durch einen kleinen Kreis, 400

durch eine Feder, 8000 durch einen Beutel geschrieben. War die Fahne durch zwei sich kreuzende Linien getheilt und zur Hälfte gefärbt, so bedeutete das 10; drei Viertel gefärbt, bezeichnete sie 15.

Diese Zeitbezeichnung ist das Wesentlichste, wodurch sich die mexikanische Schrift von der allgemeinen Bilderschrift vortheilhaft unterscheidet. Hiermit war ein Anfang gemacht, Zeichen ganz isolirt zu verwenden, nicht ganze Vorgänge durch Gruppen in einander greifender Elemente darzustellen, sondern den Vorgang zu zerlegen, die Elemente vereinzelt zu bezeichnen und abermals abgesondert die Beziehung derselben. Doch diesen Schritt haben die Mexikaner nicht gethan, obwohl immerhin nicht zu verkennen ist, dafs sie bei der Schreibung von Namen durch die Menge einzelner Hieroglyphen gefördert waren. Sie schrieben, um noch ein Beispiel zu geben, die Geschichte während zehn Regierungsjahre des Königs Chimalpupuca in folgender Weise: links in einem länglich von oben nach unten sich erstreckenden Oblongum waren in zehn Fächern unter einander die Jahre des Cyclus geschrieben. Der Name des Königs stand rechts daneben und war durch eine Linie mit dem ersten Jahresfelde verbunden. Diese Linie erinnert nun aber wieder ganz an die Linien der Nordamerikaner. Wieder weiter nach rechts drückten Schild und Pfeile die Eroberung der Städte Tequixquiac und Chalco aus, deren Namen abermals daneben geschrieben war. Neben dem zehnten Jahresfelde steht wieder Chimalpupuca und ist ebenfalls durch eine Linie mit jenem verbunden; es ist sein Todesjahr. Rechts gegenüber die Figur eines Mannes, der etwas in der Hand hält und durch eine Linie mit der Stadt Chalco verbunden ist, bezeichnet die Empörung dieser Stadt. Zwischen diesem Manne und dem Königsnamen sieht man vier Kähne und fünf Köpfe: die Empörer hatten vier Fahrzeuge zerschlagen und fünf Mexikaner getödtet. Ist Das nicht in derselben Weise geschrieben, wie wir oben das Jagdabenteuer aufgezeichnet fanden durch einen Bären und Fische?

Selbst der Vorzug der genauen Zeitbestimmung kommt

den Mexikanern nicht so unbedingt vor den nordamerikanischen Wilden zu, indem hier schon ein Analogon sich findet. In Virginien fand man auf, in Tempeln bewahrten, Häuten von den Priestern einen Kreis gezogen und in 60 Theile getheilt. Dieses Volk hatte einen Cyclus von 60 Jahren. In jedes Feld wurden die Ereignisse eines Jahres gezeichnet. Aehnlich stellten die Mexikaner ihre 52 Jahre in einem Kreise zusammen und schrieben die Ereignisse daneben. So sah man in Virginien in einem Felde eines solchen Kreises das Bild eines feuerspeienden Schwans, um die erste Ankunft der Europäer anzudeuten, deren Farbe, Reiseweg und verderbenbringendes Geschütz dadurch bezeichnet war. Wodurch man erkannte, welches Feld das erste sei, weifs ich nicht. Bei den Mexikanern wurde eine in ihren Schwanz beifsende Schlange um den Jahreskreis gezeichnet, welches Bild an ähnliche bei Aegyptern und Persern erinnert. Der Kopf dieser Schlange bezeichnete das erste Feld. Während aber in Virginien das Jahr selbst nicht durch eine besondere Hieroglyphe bezeichnet wurde, sondern die Lage des Feldes die Zahl andeutete, so hatten, wie wir sahen, die Mexikaner wirkliche Bezeichnung der Jahre, die für sich selbst, auch abgelöst aus dem Kreise, deutlich erkannt wurden*).

Es ist endlich noch daran zu erinnern, dafs in einigen mexikanischen Handschriften sich Zeichen finden, deren Bedeutung unbekannt ist. Es scheinen wirkliche Zeichen zu sein, nicht Bilder von Gegenständen. Es sind unregelmäfsige Felder, in denen Linien und Punkte in mannigfachster Form sich finden. Neben und zwischen diesen Feldern sieht man kurze Linien, einfach oder zwei und drei über einander und Punkte daneben. Wir müssen sie wohl für Zeichen ansehen, und hierauf besonders beruht unsere Bemerkung in der Clas-

*) Gelegentlich sei hier noch einer Uebereinstimmung der mexikanischen Schreibweise mit der nordamerikanischen gedacht. In jener wird nämlich der hohe Rang der Person oft durch eine gröfsere Nase bezeichnet; oben fanden wir Aehnliches mit dem Schnabel eines Adlers als Totem eines Häuptlings.

sification; doch fürchten wir nicht, daſs die Kenntniſs dieser Zeichen uns eine andere Ansicht von der mexikanischen Schrift geben würde, als wir den obigen Thatsachen entnommen haben. Es sind jedenfalls ideographische Zeichen, die den malend-gruppirenden Charakter dieser Schrift nicht verändern, wie auch die Zahlzeichen. Wir sollten sie darum nur isolirte Bilder nennen. Ihre Vereinzelung ist aber nicht durch eine sondernde Thätigkeit des Verstandes ausgeführt worden — dann hätten sie gewiſs zu weitern Auflösungen der Bilder in einzelne Elemente, der Sprache analog, geführt und zur Wortschrift hingeleitet; sondern es sind Bilder für Dinge, die nun einmal ihrer Natur nach nicht anders als vereinzelt aufgefaſst werden können, weswegen ihre Vereinzelung nicht beachtet wurde und nicht zu weiterer Thätigkeit anreizte. Die Beachtung solcher Zeichen ist darum für die mexikanische Schrift an sich weniger wichtig; wir hoben sie aber hervor, als ein sich von selbst darbietendes Moment, welches uns den Fortschritt der entwickelten Schriften gewissermaſsen erklärlich macht. Wir sehen hierin die Anleitung der natürlichen Verhältnisse zur Wortschrift.

Eben darum scheinen uns solche, von selbst gebotene, Zeichen wichtiger noch als Folgendes, welches die Halbcivilisation veranlaſste. Wir bemerkten oben, daſs die Bilderschrift keinen Unterschied mache zwischen wirklichen, vergangenen oder gegenwärtigen, und bloſs gedachten, geforderten Dingen. Der Wilde kommt zu wenig in den Fall etwas zu fordern. Wo aber ein staatliches Zusammenleben vorhanden ist, wie in Mexico, da gibt es Gesetze. Auch sie werden geschrieben, aber durch ein besonderes Zeichen, ein Amulett, als nichts Thatsächliches ausgezeichnet, so daſs wir hier in gewissem Sinne ein Moduszeichen für den Imperativ oder Optativ haben. Nur soll eben das Zeichen nicht auf eine sprachliche Form, sondern auf ein Sachverhältniſs hinweisen. Darum ist auch Dieses für eine weitere Entwicklung und Erhebung der mexikanischen Schrift unwirksam geblie-

ben; doch kann man sich vorstellen, wie durch recht viele solcher Zeichen der Geist eines Volkes wohl Anregung zu einer ganz andern Auffassung der Schrift finden konnte.

Bei Schriftarten, die blofs den Stoff, nicht die Gedankenform, beachten, läfst sich vermuthen, dafs die blofse Farbe an sich bedeutungsvoll würde. Nur einen solchen Fall haben wir kennen gelernt, oben bei der Bezeichnung der mexikanischen Zahlen 10 und 15. Ganz wesentlich aber wird die Farbe bei den Knotenschnüren, wo Zahl, Verschlingung und Farbe der Knoten sprechen müssen. Diese peruanischen Quippus sind aber rein conventionell, verabredete, an sich sinnlose Zeichen, und sind darum wohl die unvollkommenste Schrift, obwohl künstlicher, und insofern höher, als die malende. Näheres über ihren Gebrauch wissen wir nicht.

Wenn wir schliefslich auf das Verhältnifs der nordamerikanischen und mexikanischen Bilderschrift zur Sprache hinblicken, so könnten wir in dem wesentlichsten Merkmale jener, dafs sie nämlich ganze, unzerlegte Vorgänge vor die Anschauung führt, insofern das Abbild der Sprachen dieser Völker erkennen, als auch in diesen der Satz nicht durch selbständige Wortelemente, sondern durch ein langes zusammengesetztes Wort gebildet wird, so dafs jeder Anschauung eines Vorganges ein Wort entspricht. Bedenken wir aber, dafs die Bilderschrift nicht blofs in Amerika heimisch ist, dafs sie überhaupt eigentlich in gar keinem Verhältnifs zur Sprache steht, so werden wir wohl allgemeiner und blofs negativ sagen müssen: wie alle jene Völker in ihren Sprachen das Element der Form vernachlässigt haben, so ist es auch in ihrer Schrift geschehen. Hatten sie einmal ihre Sprache formlos gebildet, so fanden sie auch in ihr keine Anregung zur Betrachtung der Form und der Gliederung des Gedankens*).

*) Was Humboldt in der Abh. „über die Buchstabenschrift“ (S. 179. ff.) rücksichtlich des Verhältnisses der amerikanischen Sprachen zum Mangel an Buchstabenschrift sagt, enthält neben einzelnen vortrefflichen Sätzen sehr viel, das einer durchgreifenden Modification bedürfte, wenn es richtig sein soll.

Lautschrift.

Aegypten ist der classische Boden der Inschriften und der Schrift. In keinem Lande sind jene so häufig, so umfangreich, so mannigfach an Inhalt, so fast eigentliche Literatur gewesen, wie hier; und die ägyptische Hieroglyphenschrift zeigt uns den ganzen Weg, den der Geist in seinem Streben, das geflügelte Wort festzubannen, genommen hat. Es lag nämlich im conservativen Charakter der Aegypter, jede Stufe der Schriftentwicklung vom wirklichen Bilde an festzuhalten und selbst dann noch nicht aufzugeben, als sie schon die höchste, ein eigentliches Alphabet, errungen hatten. Diese Stufen liegen in der Hieroglyphenschrift neben einander und lehren uns die Geschichte der letztern, wie wir die Bildungsgeschichte der Erde aus dem Stoffe der verschiedenen Schichten oder Lagen erkennen. Sie ist eine heilige und prächtige Schrift. Daneben bestand die hieratische, eine aus den Hieroglyphen gebildete Cursiv-Schrift. Die demotische, eine fernere Abkürzung entstand um die Zeit des Psammetich und unterscheidet sich von jenen beiden principiell in keinem Punkte, stellt aber einen andern Dialekt dar.

Die chinesische Schrift ist bei weitem nicht so vollkommen entwickelt, wie die ägyptische; aber so weit sie es ist, zeigt sie ähnliche Erscheinungen, so dafs wir hierin nicht nur eine Bestätigung für die Richtigkeit unserer Auffassung der einen wie der andern finden, sondern uns auch darum für berechtigt halten zu der Annahme, dieser gemeinsame Gang der Entwicklung sei ein der menschlichen Natur nothwendiger gewesen.

In diesen Schriften weht ein ganz anderer Geist, als in denen, die wir oben besprochen haben. Diese sind Nothwerke, Erzeugnisse des Bedürfnisses, erfunden zur Erreichung kleiner Lebenszwecke, zur Befriedigung kleiner Eitelkeit, in niedrigem Aberglauben, immerhin auch zur Aufbewahrung von geschichtlichen Thatsachen, denen nur so wenig geistige Bedeutung

innewohnt. Der Ausgangspunkt der chinesischen und ägyptischen Schrift ist ein von den Räthseln des Alls tief bewegtes religiöses Gemüth, ist philosophische Speculation. Die Schrift wurde bei den Aegyptern gesucht zum Ruhme der Götter, zum Schmucke der Tempel, zum Preise grofser Thaten; von dem Chinesen Fo-hi als Symbol für die metaphysischen Principien.

Wegen der gröfsern Geistes- und Gemüthstiefe dieser Völker ist ihre Symbolik viel bedeutsamer, nicht bloſs dem Grade, sondern der Art nach verschieden. In Amerika wollte man malerische Darstellung von wirklichen oder vorgestellten Vorgängen. Weil sich aber nicht Alles unmittelbar malen läſst, so muſste man Umwege machen, und manches Bild und Zeichen stellte nicht einfach dar, sondern erinnerte an das Darzustellende. Es liegt darum hier oft eine Künstelei vor. Die Knotenschnüre gar, mit ihren nicht bloſs an Zahl geringen, sondern noch mehr an eigentlicher Bedeutung leeren Modificationen, setzten gewiſs eine sehr bestimmte, auf gewisse Fälle sich erstreckende Verabredung voraus. Der Aegypter dagegen, wie Humboldt (Zusammenh. d. Schrift S. 37.) bemerkt, „suchte nicht Zeichen für Wörter, nicht einmal für Begriffe, noch weniger malerische Darstellungen für etwas Vergangenes, ging mithin nicht von dem zu Bezeichnenden, sondern vielmehr in der nach Symbolen suchenden Geistesstimmung von dem Bilde aus zu dem Gedanken, und endlich dem Worte über. Mochte Dies auch nicht immer geschehen, so machte es doch offenbar einen wesentlichen und den charakteristischen Theil des Hieroglyphensystems aus. Dem symbolisirenden Geiste war die ganze Natur eine grofse Hieroglyphe; jeder Gegenstand forderte ihn auf, einem in demselben angedeuteten Begriffe nachzuforschen. Das Erste in seiner Vorstellung war daher „das Bild“, und aus ihm ward der Begriff gezogen. Die weiſsen und schwarzen Federn des Ibis lehrten den Aegypter „den Begriff des halb Offenbaren und halb Ungesehenen, worauf man ohne das Symbol wohl schwerlich gekommen wäre“ (das. S. 38.). Ich glaube, es ist bei

uns allgemeines Sprachgefühl, Zeichen und Symbol so zu scheiden, daſs wir bei jenem an einen äuſserlichen, willkürlich gemachten, Zusammenhang mit dem Bezeichneten, beim fremden Worte an tiefere Mystik, an tiefe Gedanken erinnert werden. Demgemäſs kann man wohl sagen, der Amerikaner habe künstlich übertragene Zeichen, welche lediglich der Schrift gehören, zum Behufe derselben gemacht sind. Bei den Aegyptern lag ursprünglich schon das Symbolische in dem abgebildeten Gegenstande selbst. Wie in den Religionen die natürlichen Erscheinungen die Götter zu bilden anregten, so veranlaſste auch die Natur die schriftlichen Symbole. — Der phantasielose, abstracte Chinese lieſs sich durch die 64fache Combination von 6 unter einander laufenden Linien, deren jede entweder ganz oder gebrochen war, zu 64 Principien des Alls führen. Wenn nun auch der Zusammenhang dieser Kuas mit den eigentlichen Schriftfiguren dunkel ist, so zeigt doch auch die Bildung der letztern in so vielen Fällen das Streben, das tiefste Wesen des zu Bezeichnenden auszudrücken, wobei sich vorzüglich seine ethischen Anschauungen aussprechen.

An den ägyptischen Gebäuden finden sich auch malerische Darstellungen, die zwar von der eigentlichen Hieroglyphenschrift sowohl ihrem Wesen nach, als auch im Raume streng geschieden sind, dennoch aber andererseits nicht mit den griechischen und unsern Gemälden und Reliefs zusammengestellt werden können: insofern die Absicht der Erzählung und Mittheilung vielleicht mindestens eben so sehr in ihnen bemerkbar ist, als die der bloſsen Darstellung. Beide Absichten scheinen in ihnen noch vereint, ihr Gegensatz noch unentwickelt. Wir können in ihnen die Stufe der amerikanischen Schrift wiederfinden und in ihrer Anwendung neben der Hieroglyphenschrift den schon erwähnten conservativen Charakter der Aegypter erkennen. Sie stellten religiöse Handlungen, Mythen, auch geschichtliche Begebenheiten bildlich dar und schmückten heilige und weltliche Bauwerke. Durch das Entstehen der eigentlichen Schrift wurden jene Darstellungen, die ursprünglich gewiſs malende Schrift waren, von selbst

mehr in die Bahn der eigentlichen Kunst getrieben; und daſs sie sich nicht zur vollkommnen Reinheit der Kunst erhoben, mag wohl an dem Ernste der Aegypter gelegen haben, dem das Wohlgefallen an der bloſs schönen, zwecklosen Darstellung, dem heitern Spiele abging.

Wir gehen also davon aus, daſs auch die Aegypter ursprünglich statt der Schrift Malerei hatten; die Chinesen hatten ursprünglich die Knotenschnüre. Schon hierin liegt die abstractere, phantasielose Richtung der chinesischen Schrift im Gegensatze zur ägyptischen ausgesprochen. Auch auf dieser Stufe, bei den Amerikanern, ist wohl der Absicht nach ein Unterschied zwischen Malerei und malender Schrift; aber diese Trennung liegt eben hier nur erst in der Absicht, ist erst, wie Hegel sagen würde, an sich vorhanden, noch nicht in der That. Ihre Schrift malt: hiermit ist die Indifferenz beider ausgesprochen.

Der erste Schritt nun, der hier zu thun ist, um aus der Malerei in die wirkliche Schrift überzugehen, ist ein höchst bedeutsamer, ein genialer, der eine neue Richtung einschlägt. Schon sogleich bei ihm nämlich ist nöthig, daſs Das geschehe, worauf das Wesen der Schrift ganz eigentlich beruht, daſs von dem darzustellenden objectiven Inhalte abgesehen und die Aufmerksamkeit auf die sprachliche Form des Gedankens gewendet werde. Hiermit ist sogleich der Boden der Anschauung, der Sinnlichkeit und ungegliederten Totalität verlassen. Man betritt das Reich der einzelnen gesonderten Vorstellungen, die wegen dieser Vereinzelung schon etwas Abstractes sind etwas bloſs Gedachtes (Sprache der Taubstummen S. 920—23.). Das Wort, sagen wir, ist Vorstellung, bedeutet aber Anschauung und Begriff, weist auf diese hin. Die Anschauung ist eben so wie das Gefühl unmittelbar nicht auszusprechen, es ist das bloſse innere Abbild des Aeuſsern in seiner einfachen Ganzheit. Das Wort, die Vorstellung, ist nur ein Element, ein Glied dieses Ganzen, welches abgesondert vom Ganzen kein Dasein hat. In der Anschauung des Essens liegt der Essende, die Speise, das Gedeck und alles Dieses in be-

stimmter Bewegung in einander verflochten. Die sprachliche Vorstellung scheidet diese Elemente in den Wörtern. Die malende Schrift bleibt bei jener verflochtenen Einheit der Anschauung; ihr nächster Schritt ist der zur Auflösung dieser Einheit, womit sie in das Reich der Vorstellung, der Sprache tritt. Das Ding, wie es in dieser als für sich seiend bezeichnet wird, ebenso die Eigenschaften und Thätigkeiten für sich sind unwirklich; wirklich sind sie nur in beiderseitiger Complexion. Die malende Schrift stellt, wie die malerische Kunst, solche Complexe dar; das schreibende Bild mufs sich an jene abstracten Vorstellungen, an das Wort wenden. Diese Isolirung der Momente aus dem Complex der Anschauung, wie dieselbe durch die Aufmerksamkeit auf das Wort ideell, d. h. in der innern Schriftform vollzogen ist, offenbart sich äufserlich so, dafs die Bilder nicht mehr zu in einander verflochtenen Gruppen von Gestalten zusammentreten, sondern Bild gleichgültig neben Bild tritt. Die Totalität der concreten Anschauung wird zur Succession ihrer vereinzelten Momente. Man tritt aus dem Reiche des Raumes in das der Zeit, des Denkens.

Es ist uns ein Beispiel aus der ägyptischen Schrift aufbewahrt, das ganz auf dieser Uebergangsstufe aus der malenden Ideenschrift in die Lautschrift gebildet ist. Wir meinen die Inschrift, welche Plutarch und Clemens von Alexandrien mittheilen: ein Kind, ein Greis, ein Sperber, ein Fisch und das Nilpferd. Diese fünf getrennt neben einander gezeichneten Bilder drücken fünf Wörter aus und lassen sich wirklich lesen: Geborene, Sterbende! Gott hasset Schamlosigkeit. Der Fisch, Symbol des Hasses, obgleich ein Ding, bezeichnet eine Thätigkeit, was an die vielen Sprachen erinnert, welche Nomen und Verbum nicht scheiden. A. v. Humboldt bemerkt hierzu (Monumens I. p. 189. pl. XIII.): Pour exprimer la même idée, un Mexicain aurait représenté le grand esprit Teotl, châtiant un criminel: certains caractères placés au dessus de deux têtes auraient suffi pour indiquer l'âge de l'enfant et celui du vieillard: il aurait individualisé (d. h. in einen sinnlich bestimmten einzelnen Fall herabgezogen) l'action; mais le style

de ses peintures hiéroglyphiques ne lui aurait pas fourni de moyen pour exprimer en général (d. h. in der Abstractheit der Vorstellung) le sentiment de haine et de vengeance. Der Mexikaner hätte sogleich eine Gruppe gebildet, welche die Anschauung der Züchtigung dem sinnlichen Auge in allen ihren materialen Bestimmungen eines Thuenden, eines Leidenden und des Mittels, in ihrem sinnlichen Verhältnisse zu einander, nebst der Andeutung der Bewegung, vorgeführt hätte. Aus diesem Beispiele geht klar hervor, wie hoch die ägyptische Schrift in ihrem ersten Auftreten schon, auf einer Stufe, die noch jenseits der eigentlichen Hieroglyphenschrift liègt, über der mexikanischen steht. Man wird zugestehen, wir haben hier eine andere Gattung der Schrift.

In einzelnen Fällen kann es scheinen, als hätten auch die Mexikaner schon diese höhere Stufe gekannt. Wenn sie den sitzenden König mit seinem Namenszeichen malen, dann Schild und Pfeile, und daneben das Sinnbild einer Stadt, so liefse sich Das wohl in obiger Weise lesen: der König eroberte die Stadt. Da Dies aber nur ein einzelner Fall ist, der dem allgemeinen Charakter der Schrift, wie er in der Mehrzahl der Fälle sich zeigt, widerspricht, so bleibt es mehr als zweifelhaft, wird sogar unwahrscheinlich, dafs der Mexikaner das Bewufstsein und die Absicht gehabt habe, mit jenen Bildern getrennt drei Wörter zu schreiben. Es führt nichts eigentlich darauf, durch Schild und Pfeile die Thätigkeit des Eroberers als isolirte Vorstellung bezeichnet anzusehen und dazu den König als isolirtes Subject, die Stadt als Object anzunehmen. Das ganze Bild, wovon diese Gruppe ein Theil ist, zeigt die gewöhnliche mexikanische Schreibweise. Darum wurde wohl auch dieses nur so gefafst, dafs der König andeutete, es solle etwas berichtet werden, was unter ihm vorging. Die Waffen deuteten einen Krieg an, eine Eroberung, welche sich auf die Stadt bezog, deren Sinnbild daneben steht. Gewöhnlich wird die Eroberung durch zwei kämpfende Krieger, von denen der eine offenbar unterliegt, dargestellt; gelegentlich konnte es ja wohl einmal durch blofse

Waffen geschehen. Wir finden also hier eine Erzählung durch drei Gruppen dargestellt, die allerdings einfacher als gewöhnlich sind. In der obigen ägyptischen Inschrift dagegen ist die Beziehung jedes Bildes auf ein Wort unverkennbar, denn als Bilder herrscht zwischen ihnen keine Beziehung.

Genau genommen aber dürfen wir auch in dieser Inschrift noch nicht Wortschrift anerkennen; hier ist vielmehr erst Vorstellungsschrift, also noch immer Bedeutungsschrift, noch nicht Lautschrift: insofern man zwar nicht mehr die totale Anschauung, aber auch noch nicht die Sprache in ihrer eigenthümlichen Natur, sondern nur erst die partiale Anschauung bezeichnete. Eine solche enthält immer noch viel mehr concrete, sinnliche Elemente, stellt viel mehr einen einzelnen augenblicklichen Fall dar, als die allgemeine sprachliche Vorstellung. Diese Schrift gibt uns ein Bild, also nur ein Individuum mit seinen zufälligen Bestimmtheiten, während das Wort für dasselbe nicht mehr ist als der leere Punkt, an den sich alle möglichen Prädicate des bezeichneten Dinges anknüpfen lassen. Das Wort Kind ist das leere Band aller Prädicate des Kindes. So steht das Wort als Vorstellung in der Mitte zwischen der Anschauung einerseits, der immer nur der beschränkte einzelne Fall, die besondere augenblickliche Lage eines Dinges gehört, und dem Begriff andererseits, welcher die wesentlichen Momente in sich schliefst. Es ist zwar frei von den zufälligen Bestimmungen der Einzelheit, aber auch leer an wirklicher Erkenntnifs, reine Möglichkeit zur Aufnahme von Bestimmungen, welche es in seinem Prädicate erwartet. Ganz leer ist allerdings auch die sprachliche Vorstellung nicht; sie ist nicht reines Nichts, ein mathematischer Punkt. Denn entweder hebt der Laut onomatopoëtisch irgend ein sinnliches Merkmal hervor, oder auf höherer Stufe greift der sprachbildende Geist aus den vielen möglichen Prädicaten, nicht ohne Willkür, eins heraus — wie bei Kind das Erzeugte — um dieses als Grundlage für alle übrigen, als Substanz, hinzustellen. Von dieser sprachlichen Eigenthümlichkeit stellt das schreibende Bild nichts dar; es geht nicht

bloſs seinen eigenen Weg in der Kennzeichnung der Sache, sondern nimmt auch zu viel aus der sinnlichen Anschauung mit auf und beschwert dadurch das Denken mit überflüssiger sinnlicher Last.

Diese Vorstellungsschrift führt nun allerdings in der Hieroglyphenschrift, wie in der chinesischen nicht mehr die Alleinherrschaft; aber sie ist in beiden noch als Element und übt vorzüglich die malerische Wirkung, die beiden, besonders der erstern angehört. Zu diesem Charakter ihrer äuſsern Form kommt nun als der der innern ihre durchweg symbolische Natur. Denn es muſs schon sogleich das wirkliche Bild als Symbol der Vorstellung gelten, eben so wie die Onomatopöie. Denn in dieser Vorstellungsschrift ist ja zwischen dem Bilde und der bezeichneten Vorstellung eine viel gröſsere Entfernung als zwischen dem Bilde der Amerikaner und ihrer bezeichneten Anschauung. Zwischen diesen herrscht Congruenz, zwischen jenen in Wahrheit kaum eine gewisse Aehnlichkeit. Das Bild des Kukuks verhält sich zur Vorstellung von diesem Vogel nicht anders als dieses Wort Kukuk. Hieran schlieſsen sich die eigentlichen Uebertragungen, Symbole, an denen die Hieroglyphen so ungemein reich sind. Endlich aber entsprechen sich Hieroglyphe und Wortbildung darin, daſs wie diese ein Prädikat zur Benennung der Substanz verwenden, jene aus dem ganzen Bilde nur ein Glied, das gerade wesentliche, herausheben: statt einer ganzen menschlichen Figur werden bloſs die Arme, die Beine gezeichnet. Auch in dieser Beziehung zeigt sich die Ueberlegenheit der ägyptischen Hieroglyphe über die mexikanische. Jene gibt den charakteristischen Theil statt des Ganzen; diese gibt oft das Ganze um ein Glied verstümmelt, weil dieses gerade nicht nöthig ist. Wie unförmlich aber wird ein armloser Rumpf! Hier ist kein Symbol, sondern eine geschmacklose Abkürzung. Die demotische und chinesische Schrift gehen nun noch einen Schritt weiter. Indem sie nämlich das Bild in eine bloſse Figur umbilden, geschieht etwas dem Aehnliches, was in der Sprache vorgeht, wenn im Laufe der Zeit die Etymologie des Wortes

vergessen und der Laut ein an sich bedeutungsloses Zeichen der Vorstellung wird. Für unser Bewufstsein ist der Laut Kind nicht mehr als die chinesische Figur für den Chinesen; nur das Organ der Wahrnehmung ist verschieden.

Zusammenhängende Sätze in dieser Vorstellungsschrift geschrieben werden sich wohl nicht leicht finden. Darum ist die oben angeführte Inschrift so bemerkenswerth. Sie beweist, dafs man in einer gewissen Urzeit wirklich einmal so in Aegypten geschrieben hat. Es fehlt übrigens nicht an andern Spuren. Die Titel der Könige sind vielfach in derselben Weise geschrieben. So sieht man z. B. die Sonne (ein Kreis mit einem Punkt), eine Mauerzinne (ein Parallelogramm, dessen oberer Rand gezackt ist) und den Käfer und liest Dies: der König Befestiger der Welt*). Untermischt aber mit Lautzeichen sind diese Bilder vielfach in Gebrauch als Vorstellungszeichen.

Schon rücksichtlich dieser Vorstellungsschrift tritt zwischen der chinesischen und ägyptischen Schrift ein Unterschied auf. Sie ist nämlich in jener, man darf vielleicht nicht sagen mehr, sondern nur anders entwickelt, mit Rücksicht auf innere und äufsere Form; sie ist, wie wir es vielleicht am besten nennen, explicirter. Bleiben wir zunächst nur bei der ganz sinnlichen Vorstellung stehen, so kann schon diese nicht immer einfach bildlich dargestellt, sondern mufs umschrieben werden. Es reichen aber auch Metaphern, Zeichnung des Theils für das Ganze, des Werkzeugs für das Werk, der Ursache für die Wirkung nicht aus. Einfache Bilder wollen nicht genügen; so greift man zur Vereinigung mehrerer, um eine Vorstellung zu bezeichnen. Wie sollte z. B. Honig durch ein einfaches Bild dargestellt werden, ohne dafs Mifsverständnisse eintreten könnten? Der Aegypter wählte in dieser Absicht die Biene und ein Gefäfs. Durstig wurde geschrieben durch ein laufendes Kalb und Wasser (Champollion, Grammaire égyptienne p. 57.). Diese Schreibweise ist jedoch für Substantiva

*) Lepsius, Lettre sur l'Alphabet hiéroglyphique p. 25. Aus dieser, allerdings schon 1837 erschienenen Schrift wird man neben Champollions Werken auch wohl heute noch die beste Belehrung über das Wesen der ägyptischen Hieroglyphenschrift gewinnen. Vgl. auch das ausgezeichnete Werk von Bunsen, Aegyptens Stellung, Thl. I.

und Adjectiva selten angewandt, jedoch häufig genug für Verba. Der Grund hiervon liegt wohl nur in der äufsern Form der Schrift. Denn wenn vielfach eine Vorstellung durch zwei oder drei Bilder geschrieben worden wäre, so wäre unfehlbar die Schwierigkeit entstanden, dafs man nicht gewufst hätte, wie man die Bilder auf die Vorstellungen vertheilen solle, da man kein Mittel hatte, die Zusammengehörigkeit der Bilder und ihre Getrenntheit anzudeuten. Jedes besonders dazu verwandte Zeichen aber würde durch seine einförmige Wiederkehr die malerische Wirkung dieser Denkmälerschrift geschwächt haben. Dieser Uebelstand fällt bei der Darstellung der Thätigkeiten weg; denn indem man hier einen Menschen oder blofs die Arme desselben zeichnete, welcher eben die zu bezeichnende Thätigkeit ausübt, oder der das Werkzeug dazu in der Hand hält, oder überhaupt die erforderliche Stellung und Haltung des Körpers hat, war die Einheit oder Zusammengehörigkeit mehrerer Bilder leicht erreicht. So schrieb man z. B. schenken, opfern durch einen Arm, ein Weingefäfs haltend; führen, leiten durch einen Arm mit einer Peitsche; züchtigen durch einen aufrechtstehenden Mann, der einen hingestreckten oder knieenden schlägt; machen, bilden durch einen sitzenden Mann, der aus Thon ein Gefäfs dreht; säugen durch eine Frau, welche ein Kind an der Brust hält. Es werden jedoch einige Thätigkeitsvorstellungen durch zwei getrennte Bilder geschrieben: schneiden, schlachten durch Messer und Fleisch; libiren durch Vase und Wasser. Diese Weise ist aber wieder selten; sie fügt sich offenbar nicht recht in das ganze System der Hieroglyphenschrift. Diese Gruppen wird übrigens Niemand mit den mexikanischen zusammenstellen wollen. Der Unterschied ist innerlich der, dafs letztere einen wirklichen Vorgang bezeichnen sollen, erstere die blofse Vorstellung; und Dies offenbart sich auch äufserlich. Der Mexikaner würde nämlich um zu schreiben: Gott züchtigt den Frevler, diese beiden Persönlichkeiten in dem entsprechenden Verhältnisse zu einander zeichnen, und in einer Gruppe das Ganze, die Anschauung dargestellt haben. Für den Aegypter ist die oben angegebene Gruppe all-

gemeines Zeichen für die abstracte Thätigkeitsvorstellung des Züchtigens, zu der er in jedem besondern Falle das besondere Subject und Object getrennt daneben zu zeichnen hat.

Da also solche Gruppen in den Hieroglyphen selten sind, so liegt die ägyptische Symbolik bei weitem mehr und nach ihrer eigenthümlichen sinnvollen Weise in den einfachen Bildern. Bei den Chinesen im Gegentheil, deren Bilder früh Figuren wurden, waren die Zusammensetzungen leicht und sehr beliebt. So hatten sie ein Mittel, die Vorstellungen nach den ihnen inwohnenden Momenten zu bezeichnen, sie definitionsmäfsig analytisch darzustellen. Sie legten in ihrer Schrift poetitische Anschauungen, metaphysische und ethische Ansichten nieder. Sie schrieben z. B. Thräne durch Auge und Wasser; fürchten durch Herz und weifs; Zorn durch Herz und Sclave; Charakter, angeborenes Wesen durch Herz und geboren; Vorstellung, Meinung durch Herz und Ton; lieben, bedenken durch Herz und verbergen. Sogar drei Figuren werden vereinigt: Strafe wird geschrieben durch Verbrechen, Wort (Richterspruch) und Schwerdt (Execution). So finden sich die Ansichten der Chinesen über die natürlichen und sittlichen Verhältnisse der Welt in ihrer Schrift wieder. Nach den sprachlichen Etymologieen mag es kaum eine reichere und tiefere Quelle für vergleichende Völkerpsychologie geben, als diese Combinirung und Symbolik der Schriftfiguren. Dies auszuführen ist hier nicht unsere Aufgabe; wir haben nur den allgemeinen Standpunkt dieser Vorstellungsschrift zu bezeichnen, nicht in seinen Einzelheiten darzulegen. Wen diese anziehen, können wir auf die geistvollen Arbeiten Piper's verweisen: „Bezeichnungen des Welt- und Lebensanfanges in der chinesischen Bilderschrift."

Diese Vorstellungsschrift lehnt sich nicht an die Sprache, sondern läuft neben ihr her. Ihre Bilder und Figuren bezeichnen wohl Dasselbe wie das Wort, aber nicht das Wort; sie haben an sich selbst einen anderen Inhalt. Wir haben hier zwei Vorstellungsreiche neben einander, und nicht blofs Dies, sondern die Begränzung der in beiden ausgedrückten Anschauungen und Begriffe fällt nicht immer zusammen; jedes von beiden hat seine eigene Symbolik und, so zu sagen, seine

und Adjectiva selten angewandt, jedoch häufig genug für Verba. Der Grund hiervon liegt wohl nur in der äufsern Form der Schrift. Denn wenn vielfach eine Vorstellung durch zwei oder drei Bilder geschrieben worden wäre, so wäre unfehlbar die Schwierigkeit entstanden, dafs man nicht gewufst hätte, wie man die Bilder auf die Vorstellungen vertheilen solle, da man kein Mittel hatte, die Zusammengehörigkeit der Bilder und ihre Getrenntheit anzudeuten. Jedes besonders dazu verwandte Zeichen aber würde durch seine einförmige Wiederkehr die malerische Wirkung dieser Denkmälerschrift geschwächt haben. Dieser Uebelstand fällt bei der Darstellung der Thätigkeiten weg; denn indem man hier einen Menschen oder blofs die Arme desselben zeichnete, welcher eben die zu bezeichnende Thätigkeit ausübt, oder der das Werkzeug dazu in der Hand hält, oder überhaupt die erforderliche Stellung und Haltung des Körpers hat, war die Einheit oder Zusammengehörigkeit mehrerer Bilder leicht erreicht. So schrieb man z. B. schenken, opfern durch einen Arm, ein Weingefäfs haltend; führen, leiten durch einen Arm mit einer Peitsche; züchtigen durch einen aufrechtstehenden Mann, der einen hingestreckten oder knieenden schlägt; machen, bilden durch einen sitzenden Mann, der aus Thon ein Gefäfs dreht; säugen durch eine Frau, welche ein Kind an der [illegible] hält. Es werden jedoch einige Thätigkeitsvorstellungen durch zwei getrennte Bilder geschrieben: schneiden durch Messer und Fleisch; libiren durch [illegible] Wasser. Diese Weise ist aber wieder selten, [illegible] offenbar nicht recht in das ganze System [illegible] schrift. Diese Gruppen wird übrigens [illegible] xikanischen zusammenstellen wollen, [illegible] nerlich der, dafs [illegible] sollen, erstere [illegible] auch äufserlich [illegible] ben: Gott [illegible] in dem en[illegible] in einer [illegible] ben. Fö[illegible]

gemeines Zeichen für die abstracte [illegible]
Züchtigens, zu der er in jedem [illegible]
Subject und Object getrennt [illegible]

Da also solche Gruppen in [illegible]
so liegt die ägyptische Symbolik [illegible]
ihrer eigenthümlichen sinnvollen [illegible]
dern. Bei den Chinesen in [illegible]
Figuren wurden, waren [illegible]
sehr beliebt. So hatten sie [illegible]
den ihnen inwohnenden [illegible]
mäfsig analytisch darzustellen. [illegible]
tische Anschauungen, [illegible]
der. Sie schrieben z. B. [illegible]
fürchten durch Herz [illegible]
Charakter angeborener [illegible]
ren; Vorstellung, Meinung [illegible]
bedenken durch Herz [illegible]
werden vereinigt: Strafe [illegible]
Wort (Richterspruch [illegible]
sich die Ansichten der [illegible]
chen Verhältnisse der [illegible]
sprachlichen Etymologie [illegible]
fere Quelle für [illegible]
Combinirung und [illegible]
ist hier nicht [illegible]
Standpunkt [illegible]
sein [illegible]

er
em
ndet
schwä-
uch hier
me möchte
nen war es
ohnenden Vo-
eicht sagen, dafs
osehung von Dem,
es ganz andern Ge-
oder Wort eben so lau-
, also ein Bild als inhaltsrücksicht auf die mannigten Lautes zu verwenden.
Sprung von der Bedeutungsein Sprung, der eine so starke
, eine solche Uebung im Loslösen
tung, (und zwar eine um so gröfsere,
immer so stark auf die Bedeutung
dafs man nicht begreift, wie jene Völker
haben sollten, da sie ursprünglich immer
tung, nicht das Wort, bei ihrer Schrift im
Hier nur kurzweg vom Homonymprincip reden,
vorliegenden Thatsache einen Namen geben, aber
be erklären. Die Kluft zwischen den beiden Haupt-
Schriften ist zu grofs, als dafs er sich ohne Wei-

eigene Synonymik. Wie niemals zwei Wörter aus verschiedenen Sprachen sich vollständig dem Inhalte und Umfange ihrer Bedeutung nach decken, so auch nicht das ägyptische und chinesische Wort und Schriftbild. Dies ist nun der Punkt, weswegen man die Vorstellungsschrift eine Art Sprache genannt hat. Es ist richtig, wenn Humboldt bemerkt (Zusammenhang d. Schr. S. 23.): „Fand nun die ägyptische Hieroglyphenschrift in der Welt, aus der sie ihre Zeichen entlehnte, feste und unveränderliche Bedingungen und einen auf ganz andern Gesetzen, als welche das System der Sprache im Denken befolgt, beruhenden Zusammenhang“ — was nach dem Obigen auch auf die chinesische Schrift paſst — „so ist die wichtigste Frage die, welches System sie in der Bezeichnung der Begriffe befolgte, um diese Verschiedenartigkeit zu verbinden und zu dem letzten Ziel aller Schrift zu gelangen, Zeichen, Laut und Begriff schnell, sicher und rein zu verknüpfen?“ — Dies ist richtig und die Beantwortung dieser Frage haben wir uns im Vorigen wie im Folgenden vorgesetzt; aber wir können es nicht billigen, wenn H. aus der dargelegten Natur der Vorstellungsschrift folgert, daſs (das. S. 34.) „sie wirklich eine eigene gedachte und geschriebene Sprache war,“ da uns vielmehr daraus nur hervorzugehen scheint, daſs die sichtbaren, äuſsern Zeichen jener Schriftarten nicht eigentlich die Sprache, sondern zunächst nur gewisse der Schrift ganz eigenthümlich angehörende Vorstellungen und erst mittelbar durch diese die Rede, kurz, daſs sie diese bestimmte innere Schriftform bezeichnete, welche allerdings in China [illegible] eine ganze, der Schrift gehörende Welt[illegible] Auch hier zeigt also Humbold[illegible] nicht abgeschieden festh[illegible] Alphabet mit dem A[illegible] delte sich ihm hi[illegible] in ein ganz fre[illegible]

Wir habe[illegible] schrift zur L[illegible] durch folgend[illegible]

ɪrmaſsen dazu einlud. In einer Sprache, wie die
welche so arm an Lautgebilden ist, daſs sie nur
ɪsylbige Wörter besitzt, ist es nicht zu umgehen,
ɪutform, ein Wort mehrere, ja sogar viele, ganz
Bedeutungen habe. Wie es sich in Wahrheit mit
ɪe verhalten mag, haben wir hier nicht zu erör-
ɪr vielleicht richtiger auszudrücken, könnten wir
chinesische Ohr ursprünglich wohl niemals tau-
ɪerschied, so daſs wenigstens unter allen Um-
ɜache bestehen bleibt, daſs für das Ohr der
Zeiten viele Bedeutungen sich in einem
Aber auch in dem reichen Sanskrit findet
ng der Homonymie, nur in ungleich schwä-
ɪ drei oder vier Bedeutungen hat auch hier
— und in welchem Sprachstamme möchte
sein? Auch im Aegyptischen war es
ɪie den Consonanten inwohnenden Vo-
Nun haben wir heute leicht sagen, daſs
hrte, ein Bild mit Absehung von Dem,
ɪſsen Zeichen eines ganz andern Ge-
ɪessen Namen oder Wort eben so lau-
des Bildes, also ein Bild als inhalts-
ɪen ohne Rücksicht auf die mannig-
ɛzeichneten Lautes zu verwenden.
tliche Sprung von der Bedeutungs-
ɪer ein Sprung, der eine so starke
eine solche Uebung im Loslösen
ɜ, (und zwar eine um so gröſsere,
ɛr so stark auf die Bedeutung
nicht begreift, wie jene Völker
en, da sie ursprünglich immer
Wort, bei ihrer Schrift im
vom Homonymprincip reden,
ɪe einen Namen geben, aber
zwischen den beiden Haupt-
ɪls daſs er sich ohne Wei-

eigene Synonymik. Wie niemals zwei Wörter aus verschiedenen Sprachen sich vollständig dem Inhalte und Umfange ihrer Bedeutung nach decken, so auch nicht das ägyptische und chinesische Wort und Schriftbild. Dies ist nun der Punkt, weswegen man die Vorstellungsschrift eine Art Sprache genannt hat. Es ist richtig, wenn Humboldt bemerkt (Zusammenhang d. Schr. S. 23.): „Fand nun die ägyptische Hieroglyphenschrift in der Welt, aus der sie ihre Zeichen entlehnte, feste und unveränderliche Bedingungen und einen auf ganz andern Gesetzen, als welche das System der Sprache im Denken befolgt, beruhenden Zusammenhang" — was nach dem Obigen auch auf die chinesische Schrift paſst — „so ist die wichtigste Frage die, welches System sie in der Bezeichnung der Begriffe befolgte, um diese Verschiedenartigkeit zu verbinden und zu dem letzten Ziel aller Schrift zu gelangen, Zeichen, Laut und Begriff schnell, sicher und rein zu verknüpfen?" — Dies ist richtig und die Beantwortung dieser Frage haben wir uns im Vorigen wie im Folgenden vorgesetzt; aber wir können es nicht billigen, wenn H. aus der dargelegten Natur der Vorstellungsschrift folgert, daſs (das. S. 34.) „sie wirklich eine eigene gedachte und geschriebene Sprache war," da uns vielmehr daraus nur hervorzugehen scheint, daſs die sichtbaren, äuſsern Zeichen jener Schriftarten nicht eigentlich die Sprache, sondern zunächst nur gewisse der Schrift ganz eigenthümlich angehörende Vorstellungen und erst mittelbar durch diese die Rede, kurz, daſs sie diese bestimmte innere Schriftform bezeichnete, welche allerdings in China und Aegypten eine ganze, der Schrift gehörende Weltanschauung umfaſste. Auch hier zeigt also Humboldt, daſs er die innere Schriftform nicht abgeschieden festhalten konnte. Wenn ihm das innere Alphabet mit dem Articulationsgefühl verschmolz, so verwandelte sich ihm hier die innere Form der Vorstellungsschrift in ein ganz fremdartiges Wesen, in eine Art Sprache.

Wir haben jetzt den Uebergang von der Vorstellungsschrift zur Lautschrift darzulegen. Dieser wurde jedenfalls durch folgende Eigenthümlichkeit der Sprache befördert, wel-

che gewissermafsen dazu einlud. In einer Sprache, wie die chinesische, welche so arm an Lautgebilden ist, dafs sie nur etwa 450 einsylbige Wörter besitzt, ist es nicht zu umgehen, dafs eine Lautform, ein Wort mehrere, ja sogar viele, ganz verschiedene Bedeutungen habe. Wie es sich in Wahrheit mit dieser Thatsache verhalten mag, haben wir hier nicht zu erörtern; um sie aber vielleicht richtiger auszudrücken, könnten wir sagen, dafs das chinesische Ohr ursprünglich wohl niemals tausend Wörter unterschied, so dafs wenigstens unter allen Umständen die Thatsache bestehen bleibt, dafs für das Ohr der Chinesen zu allen Zeiten viele Bedeutungen sich in einem Laute begegneten. Aber auch in dem reichen Sanskrit findet sich diese Erscheinung der Homonymie, nur in ungleich schwächerem Grade; doch drei oder vier Bedeutungen hat auch hier mancher Wurzellaut — und in welchem Sprachstamme möchte Dies nicht der Fall sein? Auch im Aegyptischen war es so, zumal da man die den Consonanten inwohnenden Vocale nicht beachtete. Nun haben wir heute leicht sagen, dafs dieser Umstand dazu führte, ein Bild mit Absehung von Dem, was es darstellt zum blofsen Zeichen eines ganz andern Gegenstandes zu machen, dessen Namen oder Wort eben so lautete, wie der Gegenstand des Bildes, also ein Bild als inhaltsleeres, abstractes Lautzeichen ohne Rücksicht auf die mannigfache Bedeutung dieses bezeichneten Lautes zu verwenden. Hierin läge der aufserordentliche Sprung von der Bedeutungsschrift zur Lautschrift — aber ein Sprung, der eine so starke Abstractionskraft voraussetzt, eine solche Uebung im Loslösen des Lautes von der Bedeutung, (und zwar eine um so gröfsere, als man durch das Bild immer so stark auf die Bedeutung hingewiesen wurde), dafs man nicht begreift, wie jene Völker sie plötzlich erlangt haben sollten, da sie ursprünglich immer nur die Vorstellung, nicht das Wort, bei ihrer Schrift im Sinne hatten. Hier nur kurzweg vom Homonymprincip reden, heifst einer vorliegenden Thatsache einen Namen geben, aber nicht dieselbe erklären. Die Kluft zwischen den beiden Hauptclassen der Schriften ist zu grofs, als dafs er sich ohne Wei-

teres begreifen liefse; wir verlangen eine Brücke, eine Mittelstufe, und diese scheint mir in der That gegeben in den Fällen, wo die Gleichheit des Lautes zweier Wörter mit einer verwandtschaftlichen Beziehung ihrer Bedeutung zusammentrifft. Wenn z. B. das Bild eines Uhu, eines Nachtraben zuerst diesen Vogel, der ägyptisch ba hiefs, und dann die Seele, ebenfalls ba gesprochen, bezeichnet, so war wohl die Beziehung der Vorstellungen — denn wie sollte man die Seele malen? — das ursprünglich mafsgebende; die Gleichheit des Lautes mufste sich aber wohl sehr bald aufdrängen. Wenn ferner gesagt wird, dafs der Geier wegen seiner vorzüglichen Liebe zu den Jungen für Mutter, mu, geschrieben worden sei, so mag Das wohl richtig sein, und in dem hebräischen Namen rāchām liegt vielleicht etymologisch eine sehr ähnliche Beziehung; es ist aber auch schon vermuthet worden, dafs der Geier ägyptisch, wie die Mutter, mu hiefs und von der im Koptischen erhaltenen Wurzel mo stamme, welche nehmen bedeutet; sodafs hier eine ähnliche Anschauung zu Grunde läge, wie bei accipiter — obwohl mir nach Pott die Ableitung von accipere zweifelhaft scheint — und bei unserm Geier, zusammenhängend mit Gier. Die Gans steht, wie man sagt, ebenfalls wegen der Mutterliebe, für Sohn; Beide mögen aber auch den gleichen Laut schar gehabt haben. Am schönsten liegt ein solches Zusammentreffen von Laut- und Bedeutungsgleichheit in wahren Etymologien vor, wo die Gleichheit des Lautes nicht zufällig ist, sondern durch die der Bedeutung erzeugt. Dies mag der Fall sein, wenn das Bild eines sprossenden Keimes für jung, Kind und gebären gebraucht wird, welche alle mas gesprochen wurden. Wenn das Präfix zur Bildung von Ordnungszahlen: mah, und mah, anfüllen mit gleichem Bilde geschrieben wurde, so mag hier ebenfalls die richtige Etymologie leitend gewesen sein.

Wie es nun aber in der Natur der Sprache liegt, dafs die etymologischen Gründe der Wörter vergessen werden, so geschieht es auch in der Schrift mit den Gründen der metaphorischen Verwendungen der Bilder. In demselben Verhältnifs

aber, als in den obigen Fällen die Aufmerksamkeit auf den Grund der Uebertragung der Bilder abnahm, wuchs die auf den Laut, und so gewann man erst eigentlich mit dem Nachdenken über diese Lautverhältnisse Lautbilder. Wenn der Korb, n e b, für Herr, n e b, gesetzt wird, so war hier ursprünglich wohl eine Vorstellungsmetapher; diese trat in den Hintergrund, die Lautgleichheit drängte sich dem Bewufstsein auf, und nun wurde der Korb auch für das unbestimmte Fürwort n e b, jeder, alles, gezeichnet. So gewöhnte man sich dann in dem Bilde weniger den Gegenstand, als den Laut zu sehen und die Vorstellungsschrift ward im Geiste der Aegypter zur Wortschrift. Man fing an einen Gegenstand durch ein Bild zu schreiben, blofs weil beide im Worte sich begegneten. Aus der chinesischen Schrift lassen sich für die dargelegte Entwickelung zahlreiche Beispiele nehmen; denn der gröfste Theil der chinesischen Schriftfiguren ist nach diesem Principe der Lautgleichheit gebildet. Wir kommen bald hierauf zurück.

Im Chinesischen sind alle Wörter einsylbig; aber auch im Aegyptischen ist der Stamm des Wortes gleichlautend mit der einsylbigen Wurzel. Die Wortschrift würde also sogleich Sylbenschrift sein. So schrieben die Aegypter den Namen eines fremden Fürsten rein syllabarisch S a - p e - s c h e - r o durch vier Bilder, von deren gegenständlicher Bedeutung gänzlich abgesehen wurde*). Ebenso verfahren die Chinesen. Jedoch weder Diese noch Jene bildeten sich eine vollständige syllabarische Schrift aus, d. h. eine Schrift, die so viele Zeichen gehabt hätte, wie die Sprache Sylben hat. Dagegen liefert uns die japanische Schrift ein schönes Beispiel einer Sylbenschrift. Die Sprache der Japanesen ist nämlich aus nur 47 Sylben zusammengesetzt. Ihre Wörter sind natürlich meist mehrsylbig, und ihre Sylben bestehen blofs aus einem anlautenden Consonanten mit auslautendem Vocal. Als die Japanesen chinesische Schrift kennen lernten, entlehnten sie aus ihr für jede ihrer 47 Sylben ein Zeichen, vereinfachten dieselben noch und erhielten

*) Lepsius, das. p. 35.

so eine äufserlich sehr bequeme Schrift. Aber eben nur eine phonetisch so unentwickelte Sprache läfst sich mit einem solchen Syllabar schreiben; und indem sie es zuläfst, begünstigt sie ebensowohl die Bildung desselben, als sie den Trieb zur weitern Auflösung der Laute einschläfert. Die höher organisirte ägyptische Sprache, mit Sylben in den mannigfachsten Formen, hätte ein sehr unbequemes, weil an Zeichen sehr zahlreiches Syllabar erfordert; Dies hätte sogar für das Chinesische gegolten.

Indessen ist es gar nicht dieser Umstand, die Unbequemlichkeit der vielen Sylbenzeichen, welche Aegypter und Chinesen auf dem Wege zur Bildung einer syllabischen Schrift aufhielt, als vielmehr, dafs selbst das vollständigste Syllabar wegen der Vieldeutigkeit der Sylben immer noch durchaus ungenügend zu einer deutlichen Gedankenmittheilung geblieben wäre; denn jede Sylbe würde zu Mancherlei haben bedeuten können, als dafs die Lesung hätte leicht und ohne viele Mifsverständnisse von Statten gehen können. Dies gilt allerdings vorzüglich vom Chinesischen, wo manche Sylbe an 50 Bedeutungen und darüber haben mag, aber immerhin auch vom Aegyptischen, wo das Bild eines Bandes (bandelette) als Sylbenzeichen m a h, aufser dieser ihm angehörenden Bedeutung noch folgende gehabt hätte*): remplir, ceinture cubitus (l'aune), l'aile (la plume), nom d'une déesse und endlich noch das Ordinal-Präfix. Im Chinesischen bedeutet der Laut t s c h e u: kreisen und umschliefsen, Wasserwirbel, wanken und wogen, Wasserbecken, die krause Oberfläche des bewegten Wassers, Insel. Die Verwendung eines Bildes für diese Wörter — wie viel es sein mögen, wagen wir nicht zu bestimmen — wird durch die doppelte Beziehung des Lautes und der Bedeutung leicht erklärlich. Hatte man aber einmal das Bewufstsein, dafs die vorliegende Figur Zeichen des Lautes t s c h e u ist, so konnte und wollte man auch noch folgende Wörter, die ebenfalls tscheu lauten, damit schreiben: eine Pflanzenart, eine Baumart, eine

*) Lepsius, das. p. 51. 52.

Weinart, ein mythologisches Pferd, Eselin, Namen eines Thales und einer Dynastie, Seide, tief, helfen und trösten, Vogelgezwitscher und scherzen und zanken, spazieren gehen, Geschwätz, antworten. Eine chinesische Sylbenschrift, Das sieht man, war unmöglich.

Indessen bedurfte es nicht einmal dieser Vieldeutigkeit, um den ursprünglichen Schriftbildnern die Lautschrift als ungenügend erscheinen zu lassen. Es ist erst noch die Frage, in wie weit wohl jene Vielheit der Bedeutungen dem lebendigen Sprachbewufstsein gegenwärtig war und ist. Blicken wir nun auf uns selbst. Wenn wir in das Wörterbuch der deutschen, oder einer andern uns recht geläufigen Sprache sehen, so finden wir uns gewifs überrascht, wie viele verschiedene, theilweise entgegengesetzte Bedeutungen ein Wort hat. Denn hieran haben wir meist noch nicht gedacht, weil wir in der lebendigen Rede mit jedem Worte nur eine Bedeutung verbinden und nicht daran denken, dafs wir dasselbe Wort in einer andern Redeverbindung in ganz anderem Sinne genommen haben. Die Synonymik sogar ist noch älter als die Homonymik, d. h. man bemerke wohl eher, dafs zwei Wörter ungefähr Dasselbe sagen, als dafs ein Wort Verschiedenes sage. Ohne indessen hiermit der Homonymie für die Schriftbildung ihre Bedeutung absprechen zu wollen, sagen wir nur, dafs sie nicht allein, sondern dafs überhaupt die Vertretung eines Bedeutungsbildes durch ein Lautbild die Schrift undeutlich machte. Denn wir dürfen nicht unbeachtet lassen, wie fremdartig es einen Leser und Schreiber, der an reine Bedeutungsschrift gewöhnt war, berührt haben mufste, ein Bild vor sich zu sehen, das er unbeachtet lassen sollte, um, geleitet durch die blofse Vermittelung des Lauts, der gar nicht gegeben war, an etwas mit diesem Laut Verbundenes zu denken. Und war man auch schon darauf gefafst, Lautbilder zu finden, und wurde auch etwa besonders angedeutet, ob das Bild ideographisch oder phonetisch zu nehmen sei, so ist nicht zu übersehen, dafs für den Anfänger überhaupt Lautzeichen eine so gewaltsame Abstraction zu sein scheinen, dafs sie ihm nicht

leicht klar werden. Wir könnten wohl an den Kindern bemerken, daſs sie zwar schon im Stande sind eine einfache Geschichte nachzuerzählen, wenn man sie ihnen vorliest, aber nicht, wenn sie dieselbe selbst lesen.

Wir können nun drittens noch die bloſse Gewohnheit, den Gegenstand eigentlich oder uneigentlich gezeichnet zu sehen, hinzunehmen, um die Erscheinung zu erklären, daſs, wenn man ein Wort durch ein für diesen Laut bestimmtes Bild geschrieben hatte, man noch das Bedeutungsbild hinzufügte. So behielt man Bedeutungs- und Lautschrift neben einander und schrieb Alles doppelt, phonetisch und ideographisch. Solche neben den phonetischen Bildern stehende ideographische nannte Champollion Determinativa und schied die der Art von denen der Gattung. Zu erstern gehören die besondern Thiere und Dinge, ein Ochs, Sonne u. s. w., welche entweder eigentlich oder uneigentlich gezeichnet wurden, indem man den Kopf des Ochsen statt des ganzen Thiers, die Sonne statt des Tages setzte; durch letztere wird die Gattung, die Classe bezeichnet, in welche der geschriebene Gegenstand gehört; z. B. der hintere Theil eines Ochsenfelles ist Gattungszeichen für alle vierfüſsigen Thiere. Ausgesprochen wurden natürlich diese Determinativa nicht.

Man muſs sich die Absichtlichkeit der Schriftbildner, ihre Ueberlegung, wie wohl die gröſstmögliche Deutlichkeit erlangt werden könne, ja nicht zu bestimmt denken. Sie schrieben in dem Drange, was sie im Bewuſstsein hatten, sichtbar zu machen. Das war ein dunkler Gefühlsdrang, dessen Befriedigung der Maſsstab für die Deutlichkeit der Schrift war. Aus diesem Drange flossen gewiſs die meisten Erscheinungen ganz unmittelbar; einzelne wenige mögen allerdings dadurch entstanden sein, daſs das unbefriedigte Gefühl schon mehr zum Nachsinnen auf Abhülfe anregte, ohne daſs indeſs eine klare Erkenntniſs der Ursache der Unbefriedigung vorausgesetzt werden dürfte. Wir möchten in dem ganzen Verlaufe der Schriftentwicklung mehr ein Getriebenwerden, als ein Fortschreiten erkennen und in keinem Punkte mehr Absichtlichkeit

zugestehen, als z. B. bei der Schreibung einer unsinnlichen Vorstellung durch das Bild eines sinnlichen Gegenstandes unabweisbar ist. Hier liegt aber gewifs weniger die Wirkung einer Absicht vor, als vielmehr blofser Ideenassociation. Wegen dieser Absichtslosigkeit eben war das Festhalten am Alten so natürlich. War man durch die Sache selbst zu Lautbildern geführt worden, wie wir oben zeigten, so konnte es noch lange dauern, ehe man darauf verfiel, dafs durch dieselben die Bedeutungsbilder überflüssig geworden wären, und behielt auch diese bei. Darum scheint mir der Namen Atterminativ-Bilder insofern unpassend, als derselbe eine Absichtlichkeit andeutet, die besonders bei denen der Art gewifs nicht vorhanden war. Die neue phonetische Schreibweise drängte sich vor; aber die Gewohnheit fügte das alte ideographische Bild hinzu. Später wurden sie vielleicht blofs des Schmuckes wegen beibehalten. Denn dienten einmal die Inschriften zugleich zur Verzierung, so machte sich, wie wir auch noch unten in andern Fällen sehen werden, eine Schönheitsrücksicht geltend, die der Schrift als solcher fremd war. Wie mächtig aber die Gewohnheit war, und wie wenig diese Artbilder ursprünglich für das Bewufstsein der Aegypter als Determinativa galten, sieht man an einem Beispiele, welches Champollion (Gr. p. 81.) mittheilt. Der Satz nämlich: er gebe Ochsen, Gänse, Wein, Milch, Wachs, der häufig auf Grabsteinen wiederkehrt, wird zwar meist so geschrieben, dafs den Lautbildern für die genannten Thiere und Dinge die ideographischen folgen; zuweilen aber stehen blofs letztere (Wein, Milch, Wachs werden durch verschieden geformte Gefäfse bezeichnet).

Mit den Gattungsdeterminativen dagegen verhält es sich anders. Sie verdanken, wie mir scheint, ihre Entstehung eben so wenig einem bewufsten Streben nach Deutlichkeit, wie die Artbilder, waren aber von vornherein das Erzeugnifs einer gewissen formellen Denkthätigkeit, welche sogleich mit der Vorstellung, wie wir sie oben als Stufe des Bewufstseins von der Anschauung geschieden haben, auftritt. Ich vermuthe, dafs, wie es ja auch Sprachen gibt, besonders die sogenannten

einsylbigen, welche den Benennungen vorzüglich der lebenden Geschöpfe, aber auch der todten Dinge, regelmäſsig den Gattungsbegriff hinzufügen, gewiſs nicht um deutlicher zu sprechen, eben so die ägyptischen Bildner der Schrift, vielleicht schon vor der Auffindung der Lautbilder, durch einen Trieb nach Bezeichnung von Kategorien, geleitet wurden, dem Artbilde das Gattungsbild beizugesellen. Da wir keine Ueberreste von rein ideographischer Schrift der Aegypter haben, so läſst sich diese Vermuthung nicht durch Thatsachen beweisen. Der Umstand jedoch, daſs wir so häufig neben der Lautbezeichnung nicht bloſs das Art-, sondern auch das Gattungsbild finden; daſs ferner sogar, wo das Artbild ohne Lautbezeichnung steht, also die reine, alte ideographische Schrift auftritt, das Gattungsbild hinzugesetzt ist: (s. Champ. p. 83.) zum Löwen das Zeichen für Vierfüſsler, zur Lotusblume das Gattungszeichen für Pflanze (p. 89.), zum Bilde für Süd, Ost, West das Gattungszeichen für Gegend, Lage (p. 97,), zum Artbilde: Wasser das Gattungsbild Flüssigkeit (p. 99.): Dies macht unsere Vermuthung, daſs die Gattungsbilder älter als die Lautbilder, also gar nicht zur Deutlichkeit, sondern zur Bezeichnung einer Kategorie geschaffen sind, höchst wahrscheinlich. Wir können auch wohl noch hinzufügen, daſs wie in den oben genannten Sprachen die Determinativ-Nomina einen Ersatz oder ein Analogon für unsere Scheidung der Nomina und Verba, welche jene nicht vollzogen haben, darbieten, so daſs sie sich mit unsern Substantivendungen zusammenstellen lassen, eben so in der ägyptischen Schrift ursprünglich wohl die Gattungsbilder Zeichen für die Substanz waren, um so mehr, da in der alt-ägyptischen Sprache oft Nomen und Verbum in der Lautform zusammenfielen. Freilich finden wir dasselbe Gattungsbild oft bei Nomen und Verbum in gleicher Weise, z. B. das Bild für alles Verhaſste, was sowohl auf Dinge als Handlungen sich erstreckt. Das kann indeſs nicht Wunder nehmen, da ja die Gattungsbilder der Bedeutungsschrift angehören, welche, wie oben dargelegt ist, in ihren Kategorien und begrifflichen Sonderungen nicht mit denen der Sprache

zusammentrifft. Eine Kategorie wie die des Häfslichen, Schlechten gehört nicht in die Sprache. Dafs übrigens die Gattungsdeterminativa älter sind als die der Art, hat auch Lepsius (p. 60.) schon erkannt; wir möchten nur letztere überhaupt nicht als Determinativa ansehen und auch von jenen die Rücksicht auf bloſse Deutlichkeit mehr fern halten. Insofern steht die Schriftbildung der Sprachschöpfung gewifs sehr nahe, wie alle jene Urthaten des Geistes, so dafs weniger ein bewufstes Zweckverhältnifs als vielmehr nur ein mehr ursächliches in ihnen anzunehmen ist.

Solche Determinativa hat auch die chinesische Schrift, nur mit dem äufsern Unterschiede, dafs in ihr Lautzeichen und Determinativ zu einer Figur zusammengesetzt werden. Ideell bilden beide Bilder auch für die Aegypter eine Einheit, und jener Unterschied zwischen der ägyptischen und chinesischen Schrift erinnert an den analogen zwischen den Sprachen, welche die grammatischen Wörter neben den Stamm setzen, und denen, welche dieselben mit dem Stamme verbinden. Um nun zu unsern obigen Beispielen zurückzukehren, so fügte der Aegypter dem Bande als dem Lautzeichen: mah, wenn es den Gürtel, die Elle, den Flügel bedeuten sollte, diese letztern ideographisch oder determinativisch hinzu; sollte es die Göttin bedeuten, so zeichnete er eine sitzende Frau daneben. Nur letzteres ist eigentliches, ursprüngliches Determinativ, Gattungsbild; die erstern Artbilder sind es nicht ursprünglich. Dafs aber der Aegypter sehr bald jedes ideographische, auch das Artbild, welches unausgesprochen neben einem Lautbilde stand, als Determinativ ansah, scheint aus der Stellung hervorzugehen, da auch die Art- wie die Gattungsbilder hinter die Lautbezeichnung treten. So würden wir uns ausdrücken, wenn sich nachweisen liefse, dafs ursprünglich das Artbild vor dem Lautzeichen stand; denn dann würde die veränderte Stellung die veränderte Auffassung des Artbildes, seinen Wandel aus einem ideographischen in ein bloſs ergänzendes, determinativisches Element ausdrücken. Sollte aber von Anbeginn das Artbild nachgestellt worden sein, als nachträgliche Erinnerung der

ursprünglichen Ideographie, so könnte die Gleichheit der Stellung mit den Gattungsbildern erst darauf geführt haben, auch jenes wie diese als Determinativ aufzufassen. Im Chinesischen ist die Stellung gleichgültig und lediglich von der äufsern Form abhängig. Das Determinativ schliefst sich dem Lautbilde rechts, links, oben und unten an, tritt auch in die Mitte hinein, wie es dem Auge am wohlgefälligsten erschien. Nachdem nun aber einmal die Stellung fixirt ist, ist nur in sehr wenigen Fällen Willkür rücksichtlich derselben zurückgeblieben. Wenn das oben genannte Lautzeichen tscheu, kreisen, den Wasserwirbel bedeuten soll, so wird rechts das Zeichen für Wasser angeheftet; geschieht Dasselbe mit dem Zeichen für gehen, so bedeutet tscheu wanken, wogen.

Weder die Wahl des Determinativs, noch die des Lautbildes durfte der Willkür des Einzelnen überlassen bleiben; für jeden bestimmten Fall ist nur eins zulässig. Diese Beschränkung ist im Aegyptischen, wo die Homonymie überhaupt nicht zu sehr ausgedehnt ist, so grofs, dafs wohl für jede Sylbe nur ein Lautbild vorhanden ist. Man kann also wohl den Flügel durch das Band und den Flügel schreiben, aber nicht etwa auch umgekehrt das Band durch Flügel und Band. Im Chinesischen, wo die Homonymie so ausgedehnt ist, herrscht zwar gröfsere Mannigfaltigkeit, aber für jeden einzelnen Fall unwandelbare Bestimmtheit, d. h. die meisten Sylben haben mehrere Figuren, durch welche sie geschrieben werden; ja sogar mehrere Determinativa haben zwei Formen; für den bestimmten Fall jedoch, für ein Wort in bestimmter Bedeutung, ist Laut- und Determinativzeichen mit wenigen Ausnahmen ein für allemal festgesetzt. Diese Mehrheit der Zeichen für denselben Laut und dieselbe Gattung, durch die Menge der Homonymen unentbehrlich, bietet nun auch den Chinesen ein Mittel dar, die feinsten Abschattungen der Bedeutung der Wörter, die zarten synonymischen Unterschiede, in der Schrift gesondert zu bezeichnen. Dies ist allerdings ein Vortheil der Schrift, durch welchen sie sich aber vom Boden der Sprache, dem sie sich durch das Lautzeichen ge-

nähert hatte, wieder gänzlich losmacht und eine rein ideologische Bahn einschlägt. So hat die Schrift den Chinesen dazu gedient, begriffliche Unterschiede klar und fest in ihrem Bewufstsein zu erhalten, zu denen die Sprache ihnen nicht die geringste Anregung, den geringsten Anhaltepunkt gewährt. Darum hat auch die Schrift für den Geist der Chinesen eine Bedeutung erlangt, wie bei keinem andern Volke. Wir bleiben bei unserm Beispiel stehen. Nicht blofs Wasserwirbel, sondern auch Insel und Wasserbecken hiefsen tscheu. Man hätte zur Unterscheidung das Determinativ wechseln können; man änderte aber das Lautzeichen, und zwar so dafs, wie bei Wasserwirbel das Zeichen für tscheu, kreisen, sowohl phonetisch als auch ideographisch wirkte, eben so für Insel das Lautbild tscheu, welches an sich bewohnbares, reich bewässertes Land bedeutet, und für Wasserbecken das Lautbild tscheu, Kahn, mit dem Gattungsbilde Wasser zusammengesetzt wurde. — Auch für tscheu, wanken, wogen, ist das Lautbild tscheu, kreisen, nicht blofs phonetisch. Spazieren gehen heifst ebenfalls tscheu und wird durch das genannte Lautbild tscheu, Aue, bewohnbares Land, neben Wasser geschrieben. Hier ist sogar das Lautbild bedeutungsvoller, als das Gattungsbild. Tscheu, herumgehen, dagegen unterscheidet sich von tscheu wanken blofs dadurch, dafs eine Variante des Gattungszeichens gehen gewählt wird, allerdings keine reine Variante, da dieses an sich tschŭ, ire, jenes tschĭ progredi bezeichnete.

Die chinesische Schrift wurde mit dem Wandel der Bilder in an sich bedeutungslose Figuren immer conventioneller, wie es ähnlich der Sprache ergeht. Es kommt zuletzt nur noch darauf an zu scheiden, es sei wie es wolle, mit oder ohne Rücksicht auf die Bedeutung. Wenn tscheu Wasserwirbel durch ein zusammengesetztes Zeichen geschrieben wird, welches seine Definition, kreisendes Wasser, und den Laut enthält, so wird tscheu erwidern durch das gleichgültige Lautbild tscheu, Aue, mit dem Gattungsbilde, Wort, sprechen, also äufserlich dem Laute und blofs der Kategorie nach bezeichnet. Das Wort tscheu Geschwätz unterscheidet sich von

ihm nur dadurch, dafs ein anderes Lautbild, das ihm der Bedeutung nach eben so gleichgültig ist, wie jenem jenes, nämlich der Kahn dem Gattungsbilde beigefügt wird. Aendert sich nun im Laufe der Zeit die Aussprache, so wird auch diese nicht mehr eigentlich durch die unverändert gebliebene Figur angedeutet, und das Gattungsbild ist dann noch das einzig Bedeutsame, und auch dieses oft nur durch eine ferne Anspielung. Da aber die Veränderung der Aussprache, etwa die Erweichung der anlautenden Tenuis, immer in vielen Wörtern analog vor sich geht, so wird in den meisten Fällen das Lautzeichen in vielen Figuren gleichmäfsig die neue Aussprache andeuten, in andern die alte. Dies ist der vorzüglichste Grund, warum die chinesischen Lautzeichen fast alle mehrere Aussprachen haben. Wenn die chinesische Schrift, indem sie ganz unabhängig von der Sprache die Unterschiede der Bedeutung bezeichnet, durchaus keinen Anhaltspunkt für die Sammlung der Bedeutungen unter einen Laut, ein Wort, gewährt; so wird sie doch dadurch, dafs ein Lautzeichen die alte und die neue Aussprache angibt, ein Hülfsmittel zur Etymologie, das der Schreibung unserer neueren Sprachen, die von der neuen Aussprache abweicht, weil sie einen ältern Standpunkt der Sprache festhält, durchaus ähnlich wirkt.

Unter den chinesischen Gattungsbildern sind die häufigsten und anziehendsten: Mensch, Mund, Frau, Sohn, Dach, Herz, Hand, Seidenfaden, Pflanze, Gewürm, sehen, sprechen, Kostbarkeit, gehen, Kopf, Pferd, Fisch, Vogel, schwarz. Wenn man den verschiedenen Umfang dieser Begriffe betrachtet und noch hinzunimmt, dafs im Chinesischen gewöhnlich 214 Determinativa oder Gattungsbilder gezählt werden, während Champollion, abgesehen von den Artbildern, nur 18 aufstellt, so sieht man schon, dafs wohl in beiden Schriftarten die gleiche Tendenz nach solchen Determinativen herrschte, dafs aber die Ausbildung in ganz anderer Weise geschah. Der hauptsächlichste, hier in Betracht kommende, Umstand ist wohl der, dafs, während die ägyptische Schrift weiter auf der Bahn der phonetischen Bezeichnung fortschritt, die chinesische auf dem

Standpunkte, den wir eben besprechen, stehn geblieben ist. Der gröfste Theil der chinesischen Zeichen ist eine Zusammensetzung eines phonetischen und eines ideographischen Zeichens. Es wurde aber, eben weil man in der Lautbezeichnung auf der untersten Stufe stehen blieb, nicht einmal zwischen Laut- und Bedeutungszeichen scharf geschieden; sondern beim Streben nach Lautbezeichnung erhielt sich immer noch die Neigung, den Begriff des zu schreibenden Wortes durch Angabe seiner charakteristischen Momente, gewissermafsen in einer Definition, wie wir oben gesehen haben, zu schreiben. So bildete sich eine Menge von zwitterhaften Zusammensetzungen der Figuren, deren phonetisches Element zugleich auch ideographisch wirkt. Die Fülle von Homonymen unterstützte diese Zwitterbildungen. Andererseits ist zwar ein gewisses Bewufstsein von Gattungsbildern beim Schreiben der Thier-Namen und ähnlicher, die sich für die Anschauung leicht classificiren, sehr bemerkbar: man schrieb z. B. die Namen der Fische, indem man mit Fisch das betreffende Lautzeichen mit Absehung von dessen Bedeutung verband; man schrieb Wolf, Fuchs, ebenso durch ein Lautzeichen und die Figur für Hund; aber man schied erstlich nicht zwischen Art- und Gattungsbild, wie man schon an diesen und obigen Beispielen sieht; und zweitens blieb auch dieses Determinativ nicht rein ein solches, sondern wurde auch symbolisch dazu verwandt, das Moment eines Begriffs bei der definitionsweisen Schreibung zu bezeichnen. Das Bewufstsein vom Laute drang im Geiste der Chinesen nicht durch; es fehlte ihm an Kraft, weil an Nahrung aus der Sprache: da die chinesische Sprache, phonetisch betrachtet, die armseligste auf Erden sein mag. Wegen der lautarmen Sprache also, wegen der daraus folgenden schwachen, unlebendigen Auffassung des Lautes, sonderten sich Laut- und Bedeutungszeichen nicht genug, und damit war die weitere Entwicklung jener wie dieser abgeschnitten. Wir haben es in der folgenden Entwicklung nur noch mit der ägyptischen Hieroglyphenschrift zu thun.

Nachdem wir gesehen haben, wie das Bewufstsein von

der Sylbe entstanden ist, kommt es auf die Auflösung derselben in die Urelemente (πρῶτα στοιχεῖα) an. Man hat sich auch hier des Denkens überhoben, indem man sich mit dem Worte Akrophonie begnügte, welches die Thatsache, daſs gewisse Bilder den Buchstaben bezeichnen, mit welchem der Name des dargestellten Dinges beginnt, wohl bezeichnet aber nicht erklärt. Wie soll man darauf verfallen sein, die Eule für den Buchstaben m zu zeichnen, weil dies Thier m u l a d s c h (so heiſst es auf koptisch) genannt wurde! den Adler oder das Schilfblatt für den Vocal a, weil sie a h e m, a k auf ägyptisch hieſsen! Kurz, es ist die Frage, wie gerieth man auf die Analyse der Sylben in einfache Laute? Die Sprachen mit einfachem, besonders immer gleichförmigen Sylbenbau, die Sprachen, deren Sylben alle mit Consonanten anlauten und auf Vocale auslauten, sind sehr geeignet zur Sylbenschrift, regen aber nie zur Buchstabenschrift an. Dagegen erscheint offenbar der mannigfaltigste Sylbenbau in der ägyptischen Sprache, welche consonantisch an- und auslautende und vocalisch an-, in- und auslautende Sylben besitzt, als die kräftigste Anleitung zur Zergliederung. Hatte man ein Lautzeichen für m e n und eins für e n, so konnte bald die Aufmerksamkeit sich darauf richten, daſs ersteres um m dem letztern überlegen sei. Die Gemeinsamkeit des k in k a, k a m, k a t und s k a (opfern, schwarz, bauen, pflügen) mochte das Bewuſstsein auf dieses k lenken, besonders wenn solche Vorstellungen aus irgend einem Grunde mit einander associirt waren. Ferner muſsten auch die einconsonantigen Prä- und Suffixe mit stumpfem Vocal, wie die reinvocalischen, die Aufmerksamkeit der Schreibenden auf sich lenken und das Bewuſstsein von Buchstaben erwecken. Nur ein Lichtstrahl brauchte in einen empfänglichen Kopf zu dringen, und es muſste schnell immer heller und heller werden.

Ursprünglich mochte man die Zeichen für grammatische Partikeln, z. B. das Genitivzeichen n mit vorschlagendem dumpfen e, für Sylbenzeichen ansehen. Man hat bis jetzt etwa 70 Sylbenbilder aufgefunden. Der Gebrauch derselben war beschränkt: man konnte nicht jedes m e n durch die Mauer-

zinne, jedes ur durch die Bachstelze, jedes ṯn durch den Hasen schreiben. So schrieb man gewifs auch anfangs nicht jedes en durch die gezackte oder gerade Linie. Man wollte nun etwa die Sylbe men durch die Mauerzinne schreiben, vielleicht in einem Falle, welcher bisher immer in anderer Weise geschrieben wurde. Da mochte es nöthig scheinen, durch irgend etwas besonderes diese neue Anwendung hervorzuheben und zu verdeutlichen. Es können aber noch viele andere Antriebe, von denen wir heute keine Ahnung mehr haben, dazu gewirkt haben, zur Mauerzinne noch einmal das lautliche Zeichen für die letzte Hälfte seiner Aussprache, für en, hinzuzusetzen. So stand nun eigentlich men + en da. Doch der Aegypter wufste bald, dafs das beigefügte en so wenig besonders zu lesen sei, wie das Determinativ, und sah gewifs in diesem en nur ein lautliches Bestimmungsbild. Das Gattungsbild drückte ja in gewissem Sinne ebenso einen Theil des Artbildes aus, wie das nachgesetzte einfachere Lautbild einen Theil des vorangehenden Sylbenbildes. Durch das hinzugefügte en verlor aber die Mauerzinne von ihrem Lautgehalte men so viel als dieser Zusatz betrug, d. h. sie galt blofs für m.

Die Entstehung der Zeichen für die einfachsten Lautelemente liegt jenseits aller Geschichte und aller erhaltenen Inschriften. In welcher Weise in Wirklichkeit jeder einzelne Consonant und Vocal abstrahirt, aus der syllabarischen Verbindung losgelöst ward, ist nicht mehr nachzuweisen. Wir können nur, da uns so mancherlei Stufen der Schriftentwicklung in den einzelnen Erscheinungen der Hieroglyphen vorliegen, diese in solche Beziehung zu einander zu bringen suchen, dafs wir eine ideale Entwicklung einer Stufe aus der andern, und also endlich die allgemeine Möglichkeit der Entstehung der Consonantenzeichen erkennen. Mehr als diese Möglichkeit, als die verschiedenen Anregungen, die der Aegypter in seiner Sprache und vorherigen Schrift zur Entdeckung der einfachen Laute hatte, wagen wir hier nicht zu geben. Diese lagen nun in den verschiedenen Mittelzeichen zwischen den in we-

nigen bestimmten Fällen angewandten Sylbenbildern und den freien Consonanten.

Ein solches Mittelverhältnifs zeigt sich also in den Zeichen, die, wie das obige m e n, dadurch, dafs man das letzte Glied des Lautes besonders hinzusetzte, zur Bezeichnung des Anfangslautes herabgedrückt wurden. So wurde das Sylbenzeichen m a s oder m e s mit unbestimmtem inlautenden Vocal dadurch ebenfalls zu blofsem m, dafs man noch ein s hinzufügte, welches man vielleicht zuerst schuf, um das Causal-Präfix der factitiven Verba s zu schreiben. Denn die Gleichheit und Verschiedenheit von Wörtern wie: sprechen und sprechen machen u. s. w. konnte den Aegyptern nicht entgehen, und gerade, wenn man solche Thätigkeiten ideographisch schrieb, mufste man beim präfixirten s, welches die Stammbedeutung so eigenthümlich änderte, stehen bleiben und eine Bezeichnung desselben suchen.

Die hier angedeuteten Punkte scheinen schon fruchtbar genug, um schnell ein ganzes Alphabet zu entwickeln. Es treten hier factisch die mannigfaltigsten Erscheinungen auf. Wurde z. B. die gebratene Gans (Lepsius p. 76.) dadurch zum s, dafs man, da es ursprünglich die Laute snt in sich schlofs, n und t noch besonders hinzufügte, so konnte man vor die Gans noch ein s hinzufügen, und so war das Wort zwei Mal geschrieben, in Wort- und in Consonantenschrift. Die Gans konnte in zweiter Stelle stehen, aber auch in letzter.

In der angedeuteten Weise gewann man für jeden einzelnen Laut mehrere Zeichen. Kalligraphische Rücksicht beförderte Dies. Denn nicht jedes Bild schliefst sich in einer dem Auge wohlgefälligen Weise an jedes andere. Man mufste nach dem Verhältnisse der ganzen Gruppe wählen können. War man aber in der dargelegten Weise auf Akrophonie gerathen, die gewifs ursprünglich von einsylbigen Wörtern ausging, so konnte man später mit Bewufstsein auch von zweisylbigen Wörtern, wie von m u l a d s c h, Eule, das m ablösen und durch das Bild dieses Vogels schreiben. Höchst wahrscheinlich waren hierbei gewisse Vorstellungen leitend, die

wir hoffen dürfen, später noch mit Wahrscheinlichkeit errathen zu können.

Der allgemeine Gang in der Entwicklung der hieroglyphischen Lautzeichen ist also der, daſs diese von äuſserster Beschränktheit zu immer gröſserer Freiheit des Gebrauchs vorschritten. Ein kleines Gefäſs z. B. ist in der alten Zeit noch beschränktes Sylbenzeichen: nu, in der mittlern schon als n in freier Anwendung.

Gewohnheit und Determination sind die beiden polarischen Kräfte der Hieroglyphenentwicklung; erstere erhielt das Alte, letztere drängte zum Fortschritt. Durch das Zusammenwirken beider entsteht oft eine wunderlich gehäufte Schreibung. Wahrheit, Gerechtigkeit, z. B. wurde symbolisch durch das Bild der Elle geschrieben; diese Ideographie genügte ursprünglich gewiſs vollständig. Das Lautbewuſstsein erwachte; man wollte den Laut für Wahrheit: ma, ebenfalls sehen und fügte zur Elle die Sichel als Sylbenzeichen ma. Diese Determination schien bald auch zu schwach und man fügte den Arm als Vocal a hinzu, wodurch die Sichel zu bloſsem m ward. So liegt in der Schreibung des einen Wortes die ganze Geschichte der Schrift.

Hiermit ist unsere Betrachtung der Schrift, in der Auffassung und dem Umfange, wie wir zu Anfang derselben angegeben haben, geschlossen. Bei unserm Streben, Ideen aus Thatsachen zu entwickeln, können wir uns höchstens mit der Hoffnung schmeicheln, so viel geleistet zu haben, als nach dem heutigen Stande der Erforschung der Thatsachen möglich ist. Diese aber, Das mögen unsere Beurtheiler bedenken, ist auf allen Gebieten, die wir hier berührt haben, noch unvollkommen. Zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Geschichte der chinesischen Schrift ist noch nicht einmal ein Anfang gemacht. Rücksichtlich der ägyptischen Schrift waren wir auf Champollions Grammatik beschränkt, welches, für die Umstände, unter denen es entstand, bewundernswür-

dige Werk leider durch viele Druckfehler unzuverlässig geworden ist. Der öfter citirte Brief des Hrn. Prof. Lepsiusaber ist eben nur ein Anfang zu einer tiefern Auffassung. Hätten wir die Thatsachen auch nur vollständiger vor uns liegen gehabt, so würden unsere Ideen klarer, unsere Entwicklung weniger lückenhaft geworden sein. Jetzt können wir nur wünschen und hoffen, dafs wir weder falsche Thatsachen zu Grunde gelegt, noch Lücken durch subjective Einbildungen ausgefüllt haben.

Es lag nicht in unserer Aufgabe, nach der psychologischen Entwickelung noch die historische zu geben, obwohl wir nicht verkennen, dafs auch diese manche wissenschaftlich, und sogar psychologisch wichtige Erscheinung entdecken lassen würde. Aber noch ist das Dunkel, welches die Verbreitung der Schrift umhüllt, von keinem Strahl der Erkenntnifs durchdrungen. Sollten wirklich, wie vermuthet worden, alle semitischen und auch indischen Schriften aus Aegypten stammen, oder, um es vorsichtiger und wohl auch richtiger auszudrücken, mit der ägyptischen in Verbindung stehen?

Zum Verständnifs unserer Classification sei noch bemerkt, dafs ich unter Sylbenschrift eine Schrift verstehe, wo ein Zeichen zwei Consonanten oder mindestens einen Consonanten mit einem ihm inwohnenden Vocal bezeichnet. Dies ist in der persischen Keilschrift, wo z. B. von einem Diphthongen, ai, au nur das zweite Element ausdrücklich geschrieben zu werden braucht, weil das erste dem Consonanten selbst inwohnt, und auch im indischen Devanagari, welches kein Zeichen z. B. für r, sondern nur für ra hat, welchem ein besonderes Zeichen hinzugefügt werden mufs, um es in r zu verwandeln — wohl der Fall, aber nicht in den orientalisch-semitischen Schriften, wo der Consonant ohne einen bestimmten Vocal in sich zu haben, mit jedem gesprochen werden kann, wo also nur der Vocal unbezeichnet bleibt. So verhält es sich sogar mit dem äthiopischen Alphabet. Die persische und indische Sylbenschrift mag genauer bezeichnend sein, als die semitische; aber reinere Buchstabenschrift ist diese.

Jene beiden sind offenbar aus einer Sylbenschrift ent-

wickelt. Es ist gefragt worden, ob es möglich sei, daſs eine Buchstabenschrift mit einem Schlage erfunden werden könne, oder ob sie nothwendig durch das Syllabar hindurchgehen müsse. Lepsius (S. 37.) sagt: La preuve la plus évidente, pour qui a compris l'absurdité de la supposition qu'on aurait jamais pu inventer une écriture à consonnes pures, est celle que l'écriture hiéroglyphique et hiératique ne se servent point d'un des signes crus voyelles comme complément d'une consonne précédente à une syllabe entière. Humboldt dagegen sagt (Lettre à Mr. Jaquet S. 94.) nachdem er anerkannt hat, daſs das Devanagari die Fortentwicklung aus einer Sylbenschrift sei, dennoch: Je ne crois pas que l'écriture alphabétique ait dû être nécessairement précédée de l'écriture syllabique; une telle supposition me paraît trop systématique. Lepsius harter Vorwurf, der sich bloſs auf eine empirische Thatsache stützt, ist schon deswegen ungerechtfertigt, weil möglicherweise eine andere Thatsache das Entgegengesetzte sicher beweisen könnte; und es ist eine schöne Ironie, daſs Humboldt dem Empiriker zu strengen Systematismus vorgeworfen hat. Wir freilich werden Dies nicht nachsprechen. Wir suchen den Fehlern des Systematismus zu entgehen; aber unsystematisch ist nur der Verrückte. Wer denkt, denkt zusammenhängend, d. h. systematisch. Die Frage ist nur, ob etwas richtig und wahr, oder falsch sei. Nun nehme ich allerdings, mit Humboldt, die Möglichkeit an, daſs ein Volk auf einen Wurf Buchstabenschrift erzeugen könne. Ich lasse mich hiervon nicht abbringen durch die Thatsache der Hieroglyphen, auch nicht dadurch, daſs ein Tschirokese und ein Neger des Vei-Stammes in ihrem Suchen nach Schrift erst auf Wortschrift verfielen und dann bei der Sylbenschrift stehen blieben. Es ist jedenfalls bemerkenswerth, daſs die Sprachen beider einen der japanischen ähnlichen phonetischen Bau haben, der der Sylbenschrift so günstig, der Buchstabenschrift so ungünstig ist; es ist Dies um so bemerkenswerther, als vielleicht alle übrigen amerikanischen Sprachen auſser dem Tschirokesischen und viele afrikanische Sprachen einen entwickeltern

Sylbenbau haben. Immer aber bliebe die Frage, ob nicht, was dem Neger und dem Indianer und sogar dem Aegypter nicht gelungen ist, einem indogermanischen Volke habe gelingen können. Ich glaube in der That, den Deutschen hätte leicht dieser Ruhm zu Theil werden können. Sie hatten vor der Bekanntschaft mit den Griechen und Römern, d. h. bevor sie schrieben, eine eigenthümliche Art Alphabet in ihren Runen, ein Alphabet, dem um diesen Namen vollständig zu verdienen, nur die Anwendung als Schrift fehlte. Man höre hierüber Liliencron (zur Runenlehre, besonders abgedruckt aus der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur. 1852. S. 17 ff.). Er weist nach, daſs die Runen gemeinsames Gut aller deutschen Stämme seien und aus der Zeit vor der Trennung der Zweige herrühren. Man ritzte nämlich Runen und sang dazu Zauberverse zum Behufe von Zaubereien. Aus der Rune konnte man den Zaubervers erkennen; folglich muſsten jene „irgend etwas ausdrücken, welches einen wesentlichen Theil dieser bildete. Fragen wir nun, was zunächst formell die Grundlage des urgermanischen Verses bildet, so ist dies der Stabreim (Alliteration) d. h. der gleiche Anlaut zweier oder dreier Worte eines aus zwei Halbzeilen bestehenden Verses. Dieser gleiche Anlaut theilt aber in der alten Poëtik den Namen mit den Runen; beide heiſsen mit ein und demselben Worte Stafr (Stab) ... Das todte Zeichen an sich galt für nichts; es ward erst lebendig und wirksam durch Singen oder Sprechen des Verses, dessen Stab es war.“ Hierbei wird man an die Zauberlieder und Zauberschrift der Nordamerikaner erinnert. Doch wie könnte man den Unterschied übersehen! Ich will nicht davon reden, daſs letztere rohe bildliche Darstellungen hatten; vielleicht waren die Runen ursprünglich nichts Besseres; der innere Sinn ist das Wichtigere. Die Deutschen verstanden „unter der allen Dingen inwohnenden Rune die Wahrheit der Dinge; indem man also der gleichsam von den Dingen abgeschabten Rune durch den Zauberspruch Leben einhaucht, setzt man auf solche Art die Wesenheit der Dinge in zauberkräftig wirkende Bewegung. Wir

haben also nur die Runen als mystische Zeichen dahin zu bestimmen, daſs sie in ihrer Reihe nicht die Buchstaben in unserm Sinn, sondern die Zahl der Anlaute darstellten, auf deren Gleichklang die altgermanische Poesie gebaut ward ... Das Erkennen und Absondern des Anlauts der Worte war auf praktischem Wege durch ein Grundbedürfniſs der Poesie herbeigeführt worden“ und so war in der innern Wahrnehmung der Laute ein Alphabet entstanden, dem auch das äuſsere Zeichen nicht fehlte. Durch die Alliteration waren die Deutschen auf ein nach dem Principe der Akrophonie gebildetes Alphabet gerathen, das eben nur auf seine schriftliche Anwendung harrete. Als daher die Deutschen die Römer schreiben sahen, so verstanden sie die Sache sogleich. Es brauchte Niemand erst ein Alphabet zu erfinden, sondern man griff schnell zu den Runen, die man schon hatte. Man war innerlich und äuſserlich zur Schrift ausgerüstet, bevor man das Bedürfniſs nach ihr hatte. Welches Volk kann ein Gleiches von sich rühmen?

O, wenn doch die Deutschen wüſsten, wer sie sind!